

Bezugspreis:
Wöchentlich 10 Pfennig, monatlich 3.- Reichsmark voraus zahlbar.

Der 'Vorwärts' mit der Sonntagsbeilage 'Volk und Welt' mit 'Sich-luna und Kietapartien' sowie der Beilage 'Unterhaltung und Wissen' und Frauenbeilage 'Frauenstimme' erscheint wöchentlich zweimal, Sonntags und Montags einmal.

Telegramm-Adresse:
'Sozialdemokrat Berlin'

Vorwärts

Berliner Volksblatt

Zentralorgan der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands

Anzeigenpreis:
Die einseitige Raumverleihe 50 Pfennig, Reklameweile 5.- Reichsmark.

Kiosken für die nächste Nummer
müssen bis 4 1/2 Uhr nachmittags im
Hausgeschäft, Berlin SW 68, Linden-
straße 3, abgeholt werden. Geöffnet
von 8 1/2 Uhr früh bis 5 Uhr nachm.

Redaktion und Verlag: Berlin SW. 68, Lindenstraße 3
Fernsprecher: Dönhoff 292 - 297.

Dienstag, den 17. November 1925

Vorwärts-Verlag G. m. b. H., Berlin SW. 68, Lindenstr. 3
Vollständiger: Berlin SW 68 - Postkonto: Bank der Arbeiter, Angestellten
und Beamten, Wallstr. 63; Telefont-Gesellschaft, Postfach 10000, Berlin SW. 68.

Ein Sieg des Friedensgeistes.

Note der Völkerverkonferenz. - Verminderung der Besatzungstruppen um etwa 100 000 Mann. - Beseitigung aller Kreisdelegierten.

Die Völkerverkonferenz hat in ihrer Sitzung am Sonnabend über die Rückwirkungen des Vertrags von Locarno folgende Note beschlossen:

Paris, den 14. November.

Herr Völkerversteher!

Der Abschluß des Abkommens von Locarno hat den Wunsch der beteiligten, in gleicher Weise von friedlichen Absichten getragenen Regierungen bewiesen, ihre Beziehungen

mit dem Geiste guten Willens und gegenseitigen Vertrauens zu erfüllen.

Die Völkerverkonferenz ist sicher, daß die Deutsche Regierung zu ihrem Teile diese Auffassung bei den Verhandlungen betätigen wird, zu denen die verschiedenen Fragen Anlaß geben können, die zwischen den in ihr vertretenen Regierungen und Deutschland schweben.

In dem gleichen Geiste des Vertrauens, guten Glaubens und guten Willens haben sich die an der Besetzung der Rheinlande beteiligten Regierungen entschlossen, hinsichtlich dieser Besetzung alle mit dem Vertrage von Versailles zu vereinbarenden Ergebnisse zu erzielen.

Sie haben sich bereit, ihre Zustimmung zur Bestimmung eines neuen Reichskommissars zu geben; auch haben sie die Deutsche Regierung wissen lassen, daß die Rheinlandkommission bereit ist, weitgehende Amnestie-Maßnahmen zu treffen, in der Annahme, daß auch das Reich ausreichende Zusicherungen hinsichtlich der Behandlung der mit den Besatzungsarmeen in Verbindung stehenden Personen geben wird.

Außerdem ist die Rheinlandkommission mit der Ausarbeitung eines sehr weitgehenden Reformplans beschäftigt. Die Maßnahmen, welche die in der Rheinlandkommission vertretenen Regierungen ins Auge gefaßt haben, und die teils unmittelbar, teils durch Vermittlung der Rheinlandkommission zur Ausführung kommen werden, verfolgen ein doppeltes Ziel:

einmal soll die Stärke der Besatzungstruppen erheblich herabgesetzt werden;

ferner sollen im Rahmen des Rheinlandabkommens alle Maßnahmen ergriffen werden, um der

deutschen Verwaltung die freie Betätigung im besetzten Gebiet zu erleichtern.

Die Verwirklichung dieser Reformen wird für die deutsche Bevölkerung sehr wertvolle Vorteile mit sich bringen und einen günstigen Einfluß auf die Beziehungen zwischen ihr und den Besatzungstruppen ausüben.

So wird die Verminderung der Besatzungstruppen, die annähernd auf normale Stärke herabgesetzt werden, zur Folge haben, daß ein Teil der öffentlichen Gebäude, Wohnungen und Grundstücke, die bisher für die Besatzungstruppen und Besatzungsbehörden verwendet werden mußten, den deutschen Behörden und der Bevölkerung zurückgegeben werden kann.

Die Abänderung des bisherigen Verwaltungsregimes umfaßt andererseits die

Beseitigung des Systems der Delegierten.

denen bisher die Verbindung zwischen den Besatzungstruppen und den deutschen Behörden oblag.

Es werden Anordnungen getroffen werden, um auf die deutsche Gerichtsbarkeit bestimmte Gruppen von Fällen zu übertragen, die gegenwärtig zur Zuständigkeit der Militärgerichtsbarkeit gehören.

Endlich werden die geltenden Ordonnanzen im gleichen Geiste des Vertrauens und der Entspannung einer Revision unterzogen werden. Die Rheinlandkommission hat Auftrag erhalten, die Absichten der beteiligten Regierungen in dieser Hinsicht im einzelnen festzulegen und alle Maßnahmen für die Inkraftsetzung des neuen Regimes zu treffen, bei deren Durchführung ihr die wirksamste Mitarbeit des Reichskommissars sicher nicht fehlen wird.

Die an der Besetzung beteiligten Regierungen bekunden auf diese Weise ihren Wunsch, im Rheinland

eine sehr liberale Politik

zur Anwendung zu bringen. Sie haben zu dem guten Willen sowie zu der Mitarbeit der deutschen Behörden und der deutschen Bevölkerung das Vertrauen, daß sie die Aufgabe der Besatzungsbehörden hinsichtlich der öffentlichen Ordnung, der Sicherheit und der Bedürfnisse der Truppen erleichtern werden. Sie hoffen zuverlässig, daß ihnen die deutsche Unterstützung, auf die sie rechnen, nicht fehlen wird. Die Belgische, Britische, Französische, Italienische und Japanische Regierung bezweifeln nicht, daß die Weisungen, die die Deutsche Regierung ihren Vertretern erteilt wird, ebenso wie die ihnen bereits gegebenen Weisungen ganz ihren Bestrebungen entsprechen, das

im allgemeinen Interesse liegende Friedenswerk

aufs wirksamste zu fördern.

Geschätzten Sie sehr.

gus. L. Deland.

Unzweifelhaft wird diese Note folgendermaßen erläutert:

1. Die Stärke der Besatzungstruppen in der zweiten und dritten Zone soll auf ein Maß herabgesetzt werden, daß sie künftig ungefähr dem normalen Stande, d. h. ungefähr der Stärke der deutschen Truppen entspricht, die dort im Jahre 1914 vor Ausbruch des Krieges in Garnison standen.

2. Die Quartierlasten der Bevölkerung sollen u. a. dadurch vermindert werden, daß die zurzeit beschlagnahmten Schulen und Sportplätze und ebenso auch alle diejenigen Privatwohnungen freigegeben werden, die für die Besatzungstruppen nicht unbedingt benötigt werden.

3. Das System der Delegierten wird restlos beseitigt.

4. Das gesamte Ordonnanzsystem wird einer radikalen Revision unterzogen. Die Ordonnanzen werden größtenteils aufgehoben oder gemildert. Von den bisher erlassenen 307 Ordonnanzen wird künftig nur ein geringer Bruchteil übrig bleiben. Jede Einmischung in die deutsche Verwaltung wird fortlassen.

5. Der Abbau der Ordonnanzen wird automatisch zu einer starken Einschränkung der Militärgerichtsbarkeit führen, da diese die Zuständigkeit für alle Verbrechen gegen die Ordonnanzen in Anspruch nahm. Darüber hinaus wird der Umfang der Militärgerichtsbarkeit noch dadurch vermindert, daß ganze Kategorien von Fällen auf die deutsche Gerichtsbarkeit übertragen werden.

6. Die Verhandlungen über die beschleunigte Durchführung der Reform des Besatzungsregimes werden von dem neu bestellten Reichskommissar für die besetzten Gebiete sofort mit der Rheinlandkommission aufgenommen werden.

In den abwägenden Worten der Völkerverkonferenz abgefaßt, gibt die Note der Völkerverkonferenz mehr als noch in den letzten Tagen erwartet wurde. War bislang nur von einem Abbau der Kreisdelegierten die Rede, so wird jetzt das ganze Delegationsystem beseitigt. Damit fallen die fortwährenden Eingriffe der Besatzungsbehörden fort; durch die Aufhebung der Ordonnanzen bis auf einen kleinen Rest wird ihnen jeder rechtliche Boden entzogen. Es wird nicht, wie man zweifeln konnte, die Truppenzahl in der zweiten und dritten Zone um die Kölner Truppen vermehrt. Die Gesamtbesatzungsziffer wird nicht nur um die Kölner Truppen vermindert; sie wird weit darüber hinaus auf den Friedensstand in den noch besetzten Gebieten herabgesetzt. Etwa 100 000 Mann verlassen den deutschen Boden. Statt 140 000 werden nur noch ungefähr 40 000 Mann die Koblenzer und die Mainzer Zone besetzt halten.

Kölns Räumung beginnt am 1. Dezember. Aber nicht nur der Anfang der Räumung, es ist auch schon ihr Endtermin festgelegt. Wie WTB von Paris meldet, hat die Völkerverkonferenz gestern Montagabend in einer anderthalbstündigen Sitzung über den Abschluß der Entwaffnung beschlossen. In einer kurzen Mitteilung an den deutschen Völkerversteher stellt sie das Einverständnis fest, das über die noch kritischen Fragen betreffend die Entwaffnung Deutschlands erzielt wurde. Die Räumung der Kölner Zone wird am 1. Dezember beginnen und so durchgeführt werden, daß sie ungefähr zwischen dem 15. Januar und dem 1. Februar zum Abschluß gelangt sein wird. Damit ist auch die Erwartung der Deutschnationalen geschwunden geworden, daß die Räumung ins Endlose ausgedehnt werden kann.

Rücktritt des tschechischen Kabinetts.

Die Koalition der tschechischen Parteien in der Minderheit

Prag, 16. November. (WTB.) Ministerpräsident Soehla hat namens der Gesamteregierung dem Präsidenten der Republik die Demission eingereicht, welche der Präsident der Republik annahm. Er hat den Ministerpräsidenten und die übrigen Ressortminister bis zur Bildung einer neuen Regierung mit der Führung der Regierungsgeschäfte betraut.

Prag, 16. November. (Eigener Drahtbericht.) Die Parteien werden nach einer nichtamtlichen Wahlstatistik im neuen Abgeordnetenhaus voraussichtlich in folgender Stärke vertreten sein: Tschechische Parteien: Agrarier 35, Volkspartei (Keritaf) 30, Nationalsoziale 25, Sozialdemokraten 25, Nationaldemokraten (großbürgerlich-chauvinistisch) 12, Gewerkepartei 12, Kommunisten (aller Nationen) 29. Deutsche Parteien: Sozialdemokraten 17, Böhmische 8, Deutschnationalen 10, Landbund 18, Christlichsoziale 12. Die Zahl der deutschen Mandate dürfte danach 85 betragen. Da die Wahlergebnisse aus der Slowakei immer noch nicht vorliegen, werden bei den tschechischen Parteien noch einige Änderungen eintreten. Nach dem bisherigen Stand sind die 5 tschechischen Parteien, die bisher die Regierung bildeten, in die Minderheit geraten. (In diesem Fall wird man wohl die tschechische Gewerkepartei mit einschließen. Red.)

Der deutschnationale Parteitag.

Westarp läßt ihn an.

Mit einer Kundgebung im Lustgarten, die für Bismarck ein Ereignis, aber für Westarp doch nur ein Achtungserfolg gewesen wäre, ist der deutschnationale Parteitag eingeleitet worden. Man trug schwarzweißrote Fahnen mit Trauerflor und überließ es dem Scharfsinn der Zuschauer, zu erraten, ob es die Befreiung Roms war, über die man trauerte, oder der vorläufige Verlust der Futterkrippen. Auf alle Fälle mußte der Vorkalender feststellen, daß man noch nie so wenig Menschen im Lustgarten gesehen hatte, als diesmal, wo es galt, „gegen das dritte Versailles“ zu demonstrieren.

Das war der Anfang. Als aber am Tage darauf der Parteitag geschlossen wurde, ertönten die Klänge des Marsches: „Siegreich wollen wir Frankreich schlagen!“ Mit den Leuten, die am Sonntag zu Hause blieben, weil sie fürchteten, kalte Füße zu bekommen, wird das nicht zu machen sein.

Der Parteitag hat, wie zu erwarten war, einstimmig eine Entschließung angenommen, die sich gegen Locarno ausspricht. Nicht ebenjowenig überraschend wirkt es, daß den drei deutschnationalen Ministern a. D. gleichfalls einstimmig das Vertrauen ausgesprochen wurde. Ein respektables Regiestück! Keiner von den dreien hat das Wort genommen, obwohl die Herren v. Schlieben und Neuhäus anwesend waren, während Herr Schiele, was ihm menschlich ehrt, genug Scham befaß, sich von der Tagung fernzuhalten. Die beiden anderen aber saßen dabei und übten widerstandslos Zuschauer, wie die Herren Winkler und Graf Westarp mit ihren Erzählungen über ihre und Schielers Tätigkeit im Kabinett den Tirpitz-Reford brachen und damit die Balken des Versammlungstischs auf die härteste Probe stellten.

Man muß es doch deutlich knistern gehört haben, als der Graf Westarp die Worte sprach:

Die Geschichte wird, davon bin ich überzeugt, dereinst feststellen, daß unsere Mitarbeit in der Regierung der deutschen Außenpolitik dieses Jahres bis zum Beginn der Konferenz von Locarno einen deutlich erkennbaren Stempel aufgedrückt hat. Das ist, wie ich aus nächster Kenntnis der Dinge heraus bezeugen muß, vor allem der unermüdblichen und flinken Tätigkeit, der zupackenden und zähen Energie meines Freundes, unseres Ministers Schiele, zu danken. Auch ist es nicht möglich und zulässig, aus der Kenntnis interner Verhandlungen heraus den Nachweis hierfür im einzelnen zu führen.

In voller Kenntnis der geschäftlichen Möglichkeiten, die sich daraus ergeben, erklären wir, daß Graf Westarp mit diesen Worten bewußt die Unwahrheit gesagt, deutlich gesprochen: den Parteitag angelogen hat.

Graf Westarp will damit den Eindruck erwecken, als ob die drei deutschnationalen Minister im Kabinett einen zähen, energischen Kampf gegen Locarno geführt hätten. Und damit lügt der Graf. Das gerade Gegenteil davon ist richtig.

Die drei deutschnationalen Minister sind auf dem Parteitag als Helden des nationalen Widerstandes, im Sinne des Kampfes gegen Locarno gezeichnet worden. Die beiden Anwesenden haben das über sich ergehen lassen, ohne ein Wort des Widerspruches zu äußern. Auch Herr Schiele hat zu ähnlichen Aeußerungen der Rechtspraxis geschwiegen. Wir erklären, wieder in voller Kenntnis der geschäftlichen Folgen, die sich daraus ergeben können, daß die Herren Schiele, Schlieben und Neuhäus sich durch ihr Schweigen zu Mitschuldigen einer Lüge machen, und daß der Versuch, sie als „aufrechte deutsche Männer zu feiern“, bei allen Wissenden nur Gelächter erregen kann.

Wenn es wahr ist, daß die Mitarbeit der Deutschnationalen an der Regierung der deutschen Außenpolitik „den Stempel aufgedrückt hat“, dann heißt eben dieser Stempel: „Locarno“. Locarno ist das Ergebnis einer zehnmonatigen verantwortungsvollen Mitarbeit der Deutschnationalen an der deutschen Außenpolitik. Die Paraphierung des Vertrages ist im Einverständnis mit den drei deutschnationalen Ministern und mit Zustimmung des Reichspräsidenten v. Hindenburg erfolgt, der — im Gegensatz zu den Herren Schiele, Schlieben, Neuhäus — in einer Herrstädter Rede auch zu seiner Meinung gestanden hat. Im Einverständnis mit den drei deutschnationalen Ministern hat Herr Stresemann noch am 22. Oktober im Auswärtigen Ausschuss des Reichstags über die Konferenz berichtet, und der Reichskanzler Dr. Luther hat auf eine sozialdemokratische Anfrage erklärt, daß das Kabinett einstimmig, mit Einschluß der drei neuernannten Helden des nationalen Widerstandes, das Ergebnis von Locarno gebilligt habe.

Das ist der wahre Tatbestand. Graf Westarp lügt. Und Herr Hergt setzt diesem Treiben die Krone auf, wenn er sagt:

Man meint, die Militärs könnten, verknüpft wegen unserer Haltung, zurückstapfen und die nachgehenden Rückwirkungen nicht in

nollem Umfange gewöhren. Es mag sein, daß drüben im Auslande ein Befremden über unsere Haltung eingetreten ist. Aber daran sind wir unschuldig. Verantwortlich dafür ist unsere Delegation in Locarno, ist der Kanzler und der Außenminister, die dort das trügerische Bild eines Deutschlands gegeben haben, in dem auch die Deutschnationalen für den Locarno-Vertrag sein würden.

Herr Hergt vergißt, daß die Delegation in Locarno von der Regierung der Rechtskoalition entsandt worden war und daß ihr noch nach ihrer Rückkehr aus berufenem deutschnationalen Munde die Anerkennung für ihr Verhalten ausgesprochen worden ist. Zu der Annahme, daß die Deutschnationalen dem Vertrag zustimmen würden, waren Luther und Stresemann berechtigt. Hat doch auch aus der Rede, die Graf Westarp nach ihrer Rückkehr im Auswärtigen Ausschuss gehalten hat, kein Mensch das klare „Unannehmbar“ herausgehört, das am Tage darauf, gegen seinen Widerspruch, von der deutschnationalen Parteilung ausgesprochen wurde.

Aus den sonstigen Verhandlungen des Parteitags verdient hervorgehoben zu werden, wie sich Herr Baedeker von der „Deutschen Tageszeitung“ mit den „Locarnisten“ innerhalb der Partei auseinandergesetzt. Darüber meldet der Bericht: Ich möchte Ihre Blätter lenken auf den ersten Gewalt haufen, der bereits gegen uns ins Feld geführt worden ist. Unter den mehr oder weniger klingenden Namen von Teilnehmern, die unter deutschnationaler Flagge aufgetreten sind (Pfulruse), vermiße ich einen Namen, der sicherlich dahin gehört, dessen Träger wohl der Inspirator des ganzen Unternehmens ist, den Namen des Hohentobischen Kammerdirektors Dr. v. Kleefeld, des Schwagers des Herrn Außenministers. (Lebhaftes Uha! und Hört, hört!) Das ist doch eine in jenen Kreisen sonst nicht getadelt gesunde Distinktion.

Alles, was mit Stresemann verwandt oder verschwägert ist, ist verrent. Dabei war er doch zehn Monate lang ihr Außenminister.

Bemerkenswert ist ferner, daß der stellvertretende Vorsitzende der bayerischen Deutschnationalen Herr Brocius, in Anspielung an den vorbeigeratenen Königsputsch das beruhigende Befernnis ablegte:

Glauben Sie nicht, daß wir in unseren Reihen Phantastereien huldigen und die Zeit nicht abwarten können. Wir wissen auch, in unserem monarchistischen Gefühl zu warten.

Schließlich wurde in einer Entschliesung zur Behebung der Wirtschaftsnöte, verminderter Verbrauch im „Inland“ empfohlen. Die Arbeiter und die von den Deutschnationalen betrogenen Spärer und Gläubiger wissen nun, was die Ursache alles Übels ist: sie verbrauchen zuviel! Wenn noch weniger Kleider, Wäsche, Stiefel usw. gekauft werden, wird sich die Produktion heben und die Wirtschaft aufbäumen.

Alles in allem: die Deutschnationalen haben sich wiedergefunden. Von der Last der Verantwortung befreit, sind sie zu ihren alten Methoden verlogenster Demagogie zurückgekehrt. Sie sind wieder in ihrem Element.

„Siegreich wollen wir Frankreich schlagen“ — aber nicht gleich! „Heil Kaiser dir!“ — aber man darf keinen Phantastereien huldigen. Stresemann und Kleefeld (!) haben Deutschland verraten — daß wir dabei bis zu allerletzt mitgemacht haben, brauchen unsere Wähler nicht zu wissen.

Positiv für Unmündige!

„Wer sich selber teufel bleibt, hat in der Politik nichts zu befürchten, und ist niemals auf Weislauter angewiesen.“ Das steht ausgerechnet im — deutschnationalen „Tag“.

Strafantrag Otto Braun gegen das „Deutsche Tageblatt“. Der preussische Ministerpräsident Gemosse Braun hat gegen das völkische „Deutsche Tageblatt“ Strafanktrag gestellt. In einer Berliner Versammlung der deutschnationalen Freiheitspartei hatte der preussische Landtagsabgeordnete Wulle gegen den Ministerpräsidenten den Vorwurf erhoben, zugunsten eingewanderter Ukrainer Wöhnungs-schiebungen begangen zu haben. Das „Deutsche Tageblatt“ hatte in einem Bericht diese Anschuldigung wiedergegeben.

Der Fall Geßler.

Eine Erklärung von Dr. Haas.

Reichstagsabgeordneter Dr. Haas gibt zum Fall Geßler die folgende Erklärung ab:

Zu den Erklärungen des Herrn Oberbürgermeisters Dr. Suppe und des Herrn Reichswehrministers Dr. Geßler kann ich nur folgendes sagen:

Im Oktober oder November 1924 habe ich von Herrn Oberbürgermeister Dr. Suppe einen Brief über seine Unterredung mit Herrn Reichswehrminister Dr. Geßler oder über bayerische Verhältnisse im allgemeinen nicht erhalten. Wenn ich einen dergleichen Brief erhalten hätte, würde ich mich sicher daran erinnern. Ich hätte dann auch zweifellos weitere Schritte unternommen. Von Putschabsichten, die die bayerischen Monarchisten im Oktober oder November 1924 gehabt haben sollen, habe ich erst jetzt Kenntnis erhalten.

Im Oktober oder November 1923 habe ich mich wegen der damaligen, aus Bayern drohenden Gefahr mit dem Herrn Reichspräsidenten in Verbindung gesetzt. Jene Vorgänge sind aber bei der jetzigen Auseinandersetzung zwischen dem Herrn Reichswehrminister und dem Herrn Oberbürgermeister Dr. Suppe nicht gemeint.

Herr Dr. Suppe fragte mich vor einigen Tagen in Nürnberg, ob ich auf Grund seines damaligen Briefes mit dem Herrn Reichspräsidenten gesprochen hätte. Ich mußte ihm schon damals sagen, daß ich im Jahre 1924 einen dergleichen Brief nicht erhalten habe. Weitere Feststellungen, die auf eigenen Wahrnehmungen beruhen, kann ich nicht machen, weil ich so bei den Beforderungen nicht zugegen war.

Ich kann nur im Hinblick auf die Behauptung, daß ich durch einen Brief orientiert worden sei und auf die von anderer Seite aufgestellte Behauptung, daß ich daratshin beim Herrn Reichspräsidenten vorstellig geworden wäre, erklären, daß ich in jener Zeit weder einen Brief erhalten habe, noch mit dem Herrn Reichspräsidenten gesprochen oder korrespondiert habe.

Dr. Ludwig Haas, M. d. R.

Wie die „Völkische Zeitung“ mitteilt, erklärte Dr. Haas ihrem Vertreter mündlich, wenn er den Brief Suppes nicht erhalten habe, so wisse man in nicht, wie weit im vorigen Herbst die Putschhoheit des Reiches in Bayern anerkannt worden sei.

Herr Dr. Haas kann demnach zur weiteren Aufklärung des Falles Geßler nichts beitragen. Die Divergenz zwischen den präzisierenden Behauptungen von Dr. Suppe und dem Nichterinnern von Dr. Geßler bleibt bestehen, damit das Mißtrauen der Republikaner gegen Geßler, das durch seine sonstige Haltung nur noch genährt wird.

Die Lage der Reichsfinanzen.

Sünstige Entwicklung im Oktober.

Trotz der Ungunst der wirtschaftlichen Verhältnisse haben sich die Reichsfinanzen auch im Oktober verhältnismäßig günstig entwickelt. Die Einnahmen aus Steuern, Zöllen und Abgaben stiegen auf 674 Millionen Mark. Sie erreichten damit fast die Höchstzahl im Juli, die 713 Millionen Mark betragen hatte. Die Gesamteinnahmen des Reiches in den sieben Monaten April bis Oktober betragen 4288 Millionen Mark gegenüber einer erwarteten Einnahme von 3698 Millionen Mark. Der Ueberschuß ist also auf 590 Millionen Mark angewachsen.

Im einzelnen brachten die wichtigsten Steuern folgende Erträge in Millionen Reichsmark:

	Oktober	Septbr.	April/Okt.
	1 9 2 6		
Lohnsteuer	121,2	120,4	570,8
Sonstige Einkommensteuer	143,1	24,2	581,4
Körperschaftsteuer	88,4	8,9	182,1
Vermögenssteuer	4,7	4,9	88,4
Erbschaftsteuer	2,8	2,8	17,1
Umsatzsteuer	156,8	116,0	905,8
Verkehrssteuer	80,2	81,0	204,8
Zölle und Verbrauchssteuern	128,0	183,5	1114,5

Bei der Würdigung dieser Zahlen ist zu beachten, daß der Ertrag der Lohnsteuer im Oktober noch zu etwa einem Drittel nach den Bestimmungen erhoben worden ist, die vor dem 1. Oktober galten. Die neuen Vorschriften, die mit dem 1. Oktober in Kraft getreten sind, werden sich erst in den Novembererinnahmen voll auswirken. Trotzdem ist das regelmäßige Steigen des Ertrages der Lohnsteuer unverkennbar. Um so mehr als in den letzten Monaten auf Grund des § 10 des Steuerüberleitungsgesetzes rund 4 600 000 Mark an Lohnsteuer zurückgestellt worden sind. Der hohe Ertrag der sonstigen Einkommensteuer beruht auf der Tatsache, daß die Vorauszahlungen sich auf einen Abschnitt von drei Monaten (Juli, August, September) beziehen. Dasselbe gilt für die Körperschaftsteuer, deren Ertrag aber ausfallend niedrig ist. Bei der Vermögenssteuer handelt es sich nur um Rückstände aus früheren Monaten, da ein allgemeiner Zahlungstermin im Oktober nicht bestand. Die Umsatzsteuer stammt noch aus den Umsätzen, die einer Steuer von 1 1/2 Prozent unterworfen waren. Die Senkung auf 1 Prozent wird sich daher erst in den nächsten Monaten auswirken. Gegenüber den entsprechenden Vergleichsmonaten weist die Umsatzsteuer eine erhebliche Steigerung auf. Im April ergab sie 137 Millionen, im Juli 146, während der Oktoberertrag noch um 10 Millionen Mark darüber hinausgeht.

Von dem Gesamtertrag von 674 Millionen entfallen 435,7 Millionen auf die vier wichtigsten Massensteuern: die Lohnsteuer, die Umsatzsteuer, die Beförderungsteuer sowie die Zölle und Verbrauchssteuern, während nur 238,3 Millionen aus allen übrigen Steuerquellen floßen. Berücksichtigt man, daß in diesen 238 Millionen zu einem erheblichen Teile Steuerabgaben für ein ganzes Quartal enthalten sind, während die Massensteuern regelmäßig Monat für Monat so hohe Erträge bringen, so beweist aus dieser Quartalsausweis die unsoziale Verteilung der Steuerlast. Fast 66 Prozent aller Steuern entfallen auf die Massensteuerung.

Nationalkommunistische Einheitsfront.

Gegen die internationale Friedenspolitik der Werktätigen.

Es ist der Zweck des Friedenswertes von Locarno, entzweit Völker zur Versöhnung und Zusammenarbeit zu bringen. Es eint die Friedensfreunde aller Länder zu gemeinsamen Wirken. So führt es auch die Militaristen zusammen zur Einheitsfront gegen den Frieden.

Nationalisten und Kommunisten sind Rechtspolitiker ältesten Stilles. Jene behaupten, Kriege seien von jeher gewesen, also werden sie immer sein. Diese wollen die Weltrevolution mit Waffen über die Erde tragen. Im Kampf gegen die Sicherung des Friedens, gegen die Wiederkehr neuer kriegerischer Katastrophen werden die Klassenkämpfe vergessen und zugedeckt. Verbündet wird der Klassengegensatz zwischen Proletariat und Schwerverunternehmertum und Großlandwirtschaft. Die Einheitsfront der Kommunisten und Nationalisten gegen die Friedenspolitik der Werktätigen kommt.

Mit Behagen und Heißdampf zitiert die „Rote Fahne“ aus dem „Volk-Anzeiger“ die Meinung des sehr ehrenwerten rechtsstehenden Professors Ribelius: „England versuche mit dem Vertrage von Locarno Deutschland in den von ihm geschaffenen russischen Block einzubringen.“ Zugleich kündigt sie — mit der zweifelhafte Aussicht, mehr Teilnehmer als die Jammere demonstration ausgerechnet im Lustgarten zu bekommen — eine öffentliche Studentensammlung gegen Locarno an, wo Rosenfeld, Mühsel und Bacher um den Beifall nationalistischer Studenten werden. Auf dem deutschnationalen Parteitag begründet Westarp die Ablehnung von Locarno mit der Sorge um das Verhältnis zu Rußland: Deutschland könne von Völkern wegen Aufmarschgebänden für die Wehrmacht werden. Die Briefsteller kommunistische Parlamentarierdemonstrieren erklärt: „Durch den Eintritt in den Völkerbund bestimmt die deutsche Bourgeoisie Deutschland im voraus zum Schlachtfeld für den Krieg gegen Sowjetrußland und verpflichtet sie sich, die arbeitenden Massen Deutschlands zum Kanonenfutter gegen Sowjetrußland zu verwenden.“

„Siegreich wollen wir die Demokraten schlagen,“ das ist das Ideal, unter dem sich Nationalisten und Kommunisten zusammensuchen.

Die erste Tanzmatinee der „Volksbühne“

Ein Experiment. Oder richtiger: eine Reihe von Experimenten. Interessant für den Kenner und, da sie glücklich, genussreich für die große Menge der Zuschauer. Versuche, einen Teufel aus einer Hochländerin ausführen zu lassen, einen Einzeltanz in einer Gruppen-tanz umzuwandeln, Tanzkompositionen von einer Schule auf eine andere zu übertragen und sich zur Einstudierung einer Tanzschiene zu bedienen.

Kompositionen Sabans, der Palucca, der Darmstädter Tanzmeisterin Vera Skoronel, der Trümpp und der Wigman, vorgeführt von der Berliner Tanzgruppe Trümpp und der Dresdener der Palucca. Die stilistischen Unterschiede traten deutlich zutage. Gelockerte, modulationsreiche, durch eine Ueberfülle tänzerischer Ideen gefüllte Formungen Sabans. Klare, durchsichtige, aus schlüsselförmigen Grundrissen erwachsene Figuren der Palucca und der Wigman. Bei der ersten mehr in strengen Holzschuhtänzen, bei der zweiten mit allen Tönen der Palette gestaltet. Rhythmusspiele der Skoronel, teils ganz fließend, teils markig aufstampfend, mit ausgesprochener Vorliebe für dekorative Effekte. Die Kompositionen der Trümpp meist auf stark pointierte, sehr wirksame Kontraste gestellt.

Die Tänze der Palucca, von ihr selber einstudiert, und z. T. mit der eigenen Gruppe vorgeführt. Prachtvoll das schmähliche, lebensfreudige „Langlied“, der rauchige „Lang zur Trommel“, von Jsa Tribell (Trümppgruppe) im echten Paluccastil und Charakter gegeben, und das „Allegretto brillante“, das Jse Wigdor (Trümppgruppe) mit hochtänzerischen Mitteln sehr interessant, temperamentvoll und geistreich zu bringen wußte. „Im Rann“, der bekannte Einzeltanz der Palucca, hat nach meinem Gefühl durch seine Umarbeitung für eine Viereckgruppe nicht gewonnen. Die Wirkung wurde nicht vervielfacht, sondern gewirkt.

Die Trümppgruppe zeigte sich hier zum erstenmal in einer größeren Veranstaltung. Sie ist noch jung, ist aus der Tradition der Wigman-Schule erwachsen, schlag aber mit glänzendem Erfolg selbständige Wege ein. Sehr kultiviert vor allem die schwere Kunst des Gehens. Bemerkenswert die Vielseitigkeit der Ausdrucksformen, die sich allen Stilen zwanglos anpassen, ohne jemals verblasen oder charakterlos zu wirken. Daß sie die Wigman-Tänze nicht zur vollen Höhe der Originalleistungen zu heben vermochten, ist erklärlich. Die klassischen Wunderwerke „Kreis“ und „Oruf“ sind in allen ihren Schönheiten nur auszuschöpfen, wenn sie mit der Präzision der Wigman-Schule gebracht werden. Diese Präzision aber kann nur das Resultat vieljähriger Arbeit sein. Wen die Erinnerung an die Originalleistungen nicht beeinträchtigt, der konnte an den Leistungen der Trümpp-Gruppe wie an den Einzeltänzen der Skoronel, die die bisher nur von der Wigman getanzten Gestalten produzierte, seine ehrliche, ungetriebene Freude haben.

Das Publikum der Volksbühne, das das Theater am Bülowplatz bis auf den letzten Platz und darüber hinaus füllte, ging von Anfang an mit Begeisterung mit und gab seiner Stimmung in jubelndem Beifall Ausdruck. Immer wieder mußten die Mitwirkenden und zum Schluss auch die leitenden Meisterinnen Trümpp und Palucca auf der Bühne sich zeigen. John Schikowski.

Die zu junge Generation. Die Erfolge der Jungen Bühne des verdienten Korih Geßler liegen Herrn Jo Hermann nicht ruhen. Er gründete ein Konkurrenzunternehmen, rief die „Junge Generation“ ins Leben und versetzte mit seiner zweiten Veranstaltung, einer Rautine im Kleinen Theater, den Beweis, daß sie viel viel jünger ist als die „Junge Bühne“. Erich Wolke's Komödie „Himmel auf Erden“ ist so naiv, daß man im Theater den Eindruck gewinnt, irrtümlich in eine der zu weihnachtlichen Zeit in den Spielplan aufgenommenen Kinderkomödien geraten zu sein. Schon der Untertitel „Eine lästerliche, doch eigentlich sehr ernsthafte Komödie von Trauer, Schein und Wirklichkeit“ und der Prolog, der mit den Worten einigt: „Lacht über mich, lacht, bis das Zwerchfell platzt, doch denkt: ernst ist das Spiel, und dunkel schlief der Kern in dieser toll verwegenen Frucht“ ließen eitle Bespürthungen aufkeimen. So lohnt sich nicht, über dies völlig unoriginelle, neckische Spiel viel Worte zu machen, in dem die wenigen Einfälle bis zur Innerlichkeit wiederholt werden, in dem nicht das geringste dramatische Leben steckt und dessen Grundmotiv von Grillparzer und vielen anderen ausgeschöpft ist. Die Darsteller gaben sich die reichliche Mühe, Leben in das dramatische Schemen zu bringen, vor allem Wolfgang Zilger und Wse Ruelhel, die mit ihrem läudlichen und geschult neckischen Spiel den Ton des Wertes am besten trafen. Als Kuriosum sei erwähnt, daß wie gewöhnlich bei literarisch belanglosen Angelegenheiten der Beifall außerordentlich herzlich war.

Die Gemeinschaft für neue Theaterkultur, vorläufig noch eine etwas obscure Angelegenheit, die durch ein paar Gemeinplätze des Herrn Wolfgang Bardach-Bennina, vorgelesen im Schubert-Saal, nicht übermäßig günstige Beachtung erfuhr, ließ den Schauspielerei Sab Shelajo rezitieren. Hier ist ein selten starkes Talent auf dem Wege zur Prominenz, die auch bestimmt erreicht werden wird, wenn Shelajo, der ein Russe ist, die unbedeutende Betonung der Endsilben bekämpft und jede übertriebene Gestik („Sorei des Eisens“) vermeidet. Prächtig kamen zur Ostung „Derschakajim“, eine Dichtung von Alfred Kerr, Hamlets Weisheitswort und Tolstois „Schwarzbuch“. Unglaublich suggestive wirkte Shelajo mit wunderbarer Russifikation, jugendlicher Begeisterung und echter Lebens- und Lebensbeziehung zum Dichtermort — so denkt man sich die Schauspieler, die Kunstpriester einer besseren, freieren Menschheit; so ähnlich sprachen und benannten wohl auch Israels Propheten.

Es zeugt übrigens für Herrn Bekner, daß er den unbekanntem Shelajo ans Staatstheater engagiert hat.

Ausstellung von Reichsdrucker. In der Ausstellungssaale der Kunstbibliothek in der Prinz-Albrecht-Straße wurde von der Verlagsabteilung der Reichsdruckerei eine kleine Ausstellung eröffnet. Sie zeigt, was an neuen Reichsdrucken in den letzten vier Jahren herausgebracht worden ist. Da sind Blätter nach Wandzeichnungen und Aquarellen aller Meister, die das Original in überreicher Weise wiedergeben. Von den Wänden herab und von den Bürrinen grühen die großen Meister, deren Gemälde aus zahlreichen Reproduktionen bekannt sind, deren Handszeichnungen und Aquarelle aber so gut wie unbekannt waren. Prachtige, vorzüglich wiedergegebene Werke von Dürer, Rembrandt, Lucas Cranach dem Älteren, Hans Baldung Grien, Albrecht Altdorfer, Wolf Huber, Jan van de Velde und vielen anderen sind vertreten. Außerordent-

lich imposant ist das originalgroße Bildnis des Sebastian Münster von Christ Amberger nach dem Gemälde im Kaiser-Friedrich-Museum. Eine zweite Gruppe bilden die Nachdrücke nach modernen Meistern, namentlich nach Hans Thoma. Als dritte Gruppe werden schließlich die Bildnisse deutscher Geistesheiler, angefangen von Martin Luther und Hans Sachs, über Kant, Lessing, Klopstock, Herder, Goethe und Schiller bis zu den Romanikern gezeigt. Außer den in sich geschlossenen Gruppen sieht man einige weitere Blätter, die den Grundstock der Reichsdruckerei, die Holzdrucke und Kupferstiche der alten Meister, fortsetzen. Erwähnt seien noch die Blätter nach Ludwig Richter, die hier eine wertvolle Wiederauferstehung gefunden haben. Die Ausstellung, die bis zum 5. Dezember täglich von 9 Uhr vormittags bis 9 Uhr abends bei freiem Eintritt geöffnet ist, gibt reiches Zeugnis von der zielbewußten Arbeit der Reichsdruckerei. Die technisch wie künstlerisch ganz hervorragenden Kunstdrucke sind zu mäßigen Preisen zu erwerben.

Konzert des Schöneberger Männerchors „Freundschaft“. Fröh Stempel gab mit seinem Chor „Freundschaft“ in dem sehr gut akustischen und geschmackvollen Bürgeraal im Schöneberger Rathaus sein Konzert, das durch guten Besuch und herzlichsten Eingehen des Publikums auf die Darbietungen des Männerchors reichliche Belohnung fand. Fröh Stempel hat seinen etwa 50 Köpfe starken und an Material nicht gerade üppigen Chor ausgezeichnet in der Gewalt. Kein Schreiender, stehender, greller Ton wird je das Ganze stören. Die Intonation ist meist blislauber, die Deklamation gut, der Vortrag bewußt und voll Stimmung. Kleine Mängel waren etwa folgende: zwei Pianissimo (wobei ich verstehe, daß hier aufs feinste aus der Not eine Tugend gemacht wird), zu wenig breite, ausladende Durchführungen trotz trefflicher Einzelheiten, mancherlei Verstärkung von der großen, verbindenden Linie. Aber eines läßt sich nicht leugnen, allen Vorträgen ist ein fernster Charakter aufgedrückt, der weder die Sänger, noch die Zuhörer aus seinem Banne läßt. Als Solisten hatte der Chor den wackigen Cellisten Max Zedler und die ausgezeichnete Geigerin Lisa Hadenbach-Haupt gewonnen, mit denen der Dirigent am Füllgel ein Kistenprogramm bewältigte.

Der Meinel'sche Männerchor, betreut von seinem Chormeister, Musikdirektor F. A. Joseph, veranstaltete im Konzeraal der Staatlichen Hochschule für Kunst ein Abendkonzert. Man freute sich wieder an dem zum Teil recht schönen Stimmmaterial des Chors, das sein Dirigent geschmackvoll zu verwerten versteht. Nur hätte man gewünscht, daß noch stärker, als es bereits der Fall war, das typisch Völkische in dem Programm vertreten gewesen wäre, das in der Wiederkehr dem Chor besonders gut gelang. — Die sehr zahlreich erschienenen Hörerschaft spendete den Gesangsbeiträgen wie auch den Cellobaditionen Max Schultz-Häufigers lebhaften Beifall und ertat sich noch mehrere Zugaben.

Die Ausstellung der Berliner Sezession ist auch am Rufstag von 11—2 Uhr geöffnet.

Alfred Wolke wird am Totensonntag, dem 22. November, abends 8 Uhr, im Bürgeraal des Berliner Rathhauses Prom Andrejews „Geschichte von den sieben Heiligen“ erzählen. Für Arbeiterorganisationen und Reichsbanner Karten à 0,50 R. in der Formätsbuchhandlung.

Die polnische Krise.

Rein parlamentarischer Kabinetts möglich. Warschau, 16. November. (Eigener Drahtbericht.) Der Plan, das nicht rein parlamentarische Kabinett Grabski durch ein Parteiministerium zu ersetzen, ist aufgegeben.

Das Eingreifen Pilsudskis.

In unserer Sonntagsnummer war von der Aufforderung des gewissen polnischen Staatspräsidenten Pilsudski, der den Titel Marschall der polnischen Armee führt, aber keinerlei offizielle Funktion hat, an den jetzigen Staatspräsidenten Wojciechowski berichtet.

Der merkwürdige Schritt Pilsudskis läßt die inneren Zustände der polnischen Republik etwas eigenartig erscheinen — wenigstens an dem Vorbild gemessen, das für die polnische Ideologie gewiß maßgebend ist. In Frankreich, England, Nordamerika dürfte eine solche Einmischung eines Militärs in die Politik übliche disziplinäre Folgen für den betreffenden General haben.

Nun hat Pilsudski allerdings eine besondere Stellung. Ihn als den revolutionären Kämpfer gegen die zaristische Fremdherrschaft, als Organisator und Führer der polnischen Legionen im Weltkrieg und besonders als Träger der Opposition gegen die Besatzungs- und abgelehnten Fürsorgemächte Deutschland und Oesterreich-Ungarn, umleuchtet der nationale Glorianschein, zumal diese Opposition gegen die festigen „Oberoffizier“-Pläne auf Bildung einer polnischen Hilfsarmee für die Zentralmächte ihm zur Internierung in einer innerpreussischen Festung verurteilt hat.

Ihn als den revolutionären Kämpfer gegen die zaristische Fremdherrschaft, als Organisator und Führer der polnischen Legionen im Weltkrieg und besonders als Träger der Opposition gegen die Besatzungs- und abgelehnten Fürsorgemächte Deutschland und Oesterreich-Ungarn, umleuchtet der nationale Glorianschein, zumal diese Opposition gegen die festigen „Oberoffizier“-Pläne auf Bildung einer polnischen Hilfsarmee für die Zentralmächte ihm zur Internierung in einer innerpreussischen Festung verurteilt hat.

Um die stabilisierte, aber trotzdem bröckelnde Mährung zu stützen, hat Grabski die Einfuhr von Heringen, Reis, Tee und anderen Massenverbrauchsgütern mit ungeheuren Zöllen belegt. Die erheblichen Zolleinnahmen aus der großen deutschen Einfuhr sind infolge des Handelskrieges weggefallen. Da erhebt sich immer lauter der Ruf nach starker Verringerung der Armee von 270.000 auf 150.000 Mann, wodurch eine Milliardenlücke gespart würde.

So wird auf die Dauer auch Pilsudskis Einspruch den lebensnotwendigen Abbau übertriebener Rüstungen nicht verhindern können.

Offiziere demonstrieren für Pilsudski.

Warschau, 15. November. (WPA.) Gestern Abend fuhr eine Abordnung von über 1000 polnischen Offizieren, darunter 20 Generale, nach Sulejow, um dem Marschall Pilsudski in seinem Sandhaus anzulieben, der Wiederkehr seiner Bestrafung aus dem Magdeburger Gefängnis zur Übernahm der Macht in Polen ihre Aufhebung darzubringen.

Die rechtsergriffenen Blätter zeigen sich über diese Kundgebungsfahrt der Offiziere ziemlich erregt und bezeichnen sie als eine überflüssige Demonstration, die geeignet sei, Polen im Ausland zu schaden.

Im Münchener Dolchstoßprojekt begannen gestern die Plaidoyers. Der Vertreter des Privatklägers Colmann, Rechtsanwält Graf Westphalen, behauptete, daß Colmann keine Gewährleistung vorgenommen habe, wenn er von dem gegen die deutsche Front geführten Beschluß in seinen Zellen iredete.

Wirth auf dem Zentrumsparteitag.

Ein Bekenntnis zur Republik. — Wirth bleibt beim Zentrum.

F. Kl. Kassel, 16. November. (Eigener Drahtbericht.)

Das wichtigste und wuchtigste Erlebnis auf dem Parteitag des Zentrums war die Rede des Abg. Dr. Wirth, der am Montagmittag als erster Redner zu Worte kam, um — körperlich ganz gesund, wie er versicherte — mit Leidenschaft das Bekenntnis zur Republik auch innerhalb des Zentrums auszusprechen.

Von demonstrativem Beifall begrüßt, tritt er an das Rednerpult. Seine republikanischen Freunde im Zentrum sind sehr zahlreich, wie aus diesem Beifall hervorgeht, und seine Ausführungen, rhetorisch von außerordentlicher Wirksamkeit, bannen auch die bedächtigeren unter den Delegierten. Wieder und wieder werden sie durch begeistertes Händeklatschen und Zurufe unterstrichen.

Wirth begann seine Darlegungen mit der Versicherung, er wolle nicht zeigen, wie stark die Zentrumskreise in der Polemik sein können. Es handle sich vielmehr um die politische Zukunft des deutschen Volkes und um die politische Linie, die nach den Erfahrungen des letzten Sommers innegehalten werden muß.

Wirth begann seine Darlegungen mit der Versicherung, er wolle nicht zeigen, wie stark die Zentrumskreise in der Polemik sein können. Es handle sich vielmehr um die politische Zukunft des deutschen Volkes und um die politische Linie, die nach den Erfahrungen des letzten Sommers innegehalten werden muß.

Die konservativen Kreise sind auf dem Wege gebrochen, und dann kurz vor dem Ziel wieder auszubrechen. Dadurch haben sie das Reich außenpolitisch in eine viel schwieriger Lage gebracht, als wenn die Verhandlungen gar nicht erst begonnen wären.

Nur auf die entschlossensten Republikaner kann sich verlassen, wer die Verbrüderung der Völker erstrebt will.

Die Konservativen, die sich Deutschnationale nennen, demonstrierten im Plüschsalon, auf der Straße gegen die Politik, die ihre Regierung und unsere Parteifreunde während dieses Sommers getrieben haben.

Die politische Entwicklung wird jetzt beeinflusst durch den Bälterbund. Aber glauben Sie nicht, daß die Politik im Bälterbund leichter sein werde, als die der letzten Jahre für uns gewesen ist.

Nur muß man sich klar sein über die politische Linie.

Sozialistisches Agrarprogramm.

Referat Otto Bauers auf dem Parteitag.

Wien, 16. November. (Eigener Drahtbericht.) In der Sonntagsführung unseres Parteitag referierte Dr. Otto Bauer über das Agrarprogramm der Partei. Dieses Programm stellt im ersten Kapitel Forderungen zur Hebung der Produktivität der Landwirtschaft auf und fordert die Befreiung der Landwirtschaft von der Ausbeutung durch das Handelskapital.

Im Schluß der Sonntagsführung wurde noch folgender Antrag einstimmig angenommen: „Die ungarische Regierung ist wieder einmal im Begriff, im Verfahren gegen Rakasi und Genossen die Gewalt an die Stelle des Rechts zu setzen.“

Am Nachmittag beschloß die ausländischen Gäste und die Delegierten die großen Bauten der sozialistisch verwalteten Gemeinde Wien.

Ergebnis der Vorstandswahlen. — Einfluß der Tagung.

Wien, 16. November. (Eigener Drahtbericht.) In der Montagführung des Parteitag wurde die Debatte über das Agrarpro-

die eingehalten werden soll. Warum ist es während des letzten Sommers nicht möglich gewesen, die innenpolitische Linie zu finden und zu sichern? Es war doch zu Besprechungen und Abmachungen mit den Rechtsparteien Zeit genug.

Es ist notwendig, auch einmal danach zu fragen, welche Art schulis- und innenpolitische Abmachungen im Reichstag getroffen worden sind, um die Zusammenarbeit der Fraktion mit der Rechte zu sichern.

Dr. Wirth ironisiert dann die angebliche Frucht des konservativ-zentrumistischen Regierungsblochs, das angebliche Reichsgesetz, mit dem man beim katholischen Klerus eifrig Propaganda treibe als Beweis für die Güte der „christlichen Rechtsregierung“.

Dann kommt Dr. Wirth auf den Kern der ganzen Auseinandersetzungen zu sprechen. Wir haben verschiedene Strömungen im Zentrum, die politisch frei sind.

Aber wir lassen uns nicht mehr an die Wand stellen. Ich sehe keinen Anlaß, die Zentrumspartei zu sprengen. Ich reiße die Hand zum Frieden.

Aber wir wollen nicht länger geduldet sein, über unsere Überzeugung zu schweigen, während die Monarchisten landauf landab von ihrer Überzeugung reden.

Als Dr. Wirth geendet, nimmt der Vorsitzende Mary das Wort, um ihm für seine Rede zu danken. Sie zeige, daß Dr. Wirth körperlich gesund sei, und er hoffe, daß Dr. Wirth bald wieder ganz dem Zentrum und auch der Zentrumspartei dienen werde.

gramm fortgesetzt, und dieses nach einem Schlüsselwort Dr. Bauers einstimmig angenommen.

Der Vorsitzende des Parteitag, Genosse Seih, gab einen kurzen Rückblick auf die Arbeiten des Parteitag und wies auf die Bedeutung des neu beschlossenen Agrarprogramms für die Partei hin.

Der Aufsatzgedanke in der Sozialdemokratie. Die tschechische Presse verzeichnet voll Sorge unter der Überschrift „Anschlußpropaganda“ die Worte des Parteitagvorsitzenden Seih über die Notwendigkeit des Zusammenschlusses aller Deutschen Mitteleuropas.

Neuer antisozialistischer Protest. Der Parteivorstand der Schwedischen Sozialdemokratischen Partei hat eine Resolution gefaßt, in der die „Gewaltspolitik des faschistischen Regimes in Italien gegen die italienischen Sozialisten“ scharf kritisiert wird.

„Stadt Franke“. Der verlorbene Kriegskommissar des Sowjetbundes, Franke, entstammte einer belarussischen Familie, doch lebten seine Eltern zur Zeit seiner Geburt in Hildesheim in Kurhessen.

Wieder und wieder werden sie durch begeistertes Händeklatschen und Zurufe unterstrichen.



Das Deutsche Haupt-Telegraphenamt blüht in diesen Tagen auf sein 75jähriges Bestehen zurück. Seine Geschichte ist eng verwachsen mit der Entwicklung des modernen Nachrichtenwesens. Gerade jetzt werden wir fast von Tag zu Tag daran erinnert, daß die Technik in erstaunlich kurzer Zeit eine Höhe erreicht hat, die unseren Großvätern sicherlich unmöglich erschienen wäre und wir wissen, daß alles bisher Erreichte nicht den letzten Stand der Entwicklung darstellt. Die moderne Nachrichtenübermittlung arbeitet unablässig. Sie erreicht dabei einen Wirkungsgrad, der immer die höchste Bewunderung und Anerkennung hervorruft. Unübersehbar ist die Zahl der Nachrichten, die täglich über Drahtleitungen und Kabel, oder durch den Äther gejagt werden. Unablässig wird daran gearbeitet, das Tempo dieser Jagd zu steigern und es hat den Anschein, als ob der Mensch nach Allwissenheit strebe. Für Deutschland, ja sogar für Europa ist das Haupt-Telegraphenamt in der Dranienburger Straße Herz und Hirn dieser Nachrichtenjagd. Tag und Nacht wird hier gearbeitet, um den Bedürfnissen der ewig neugierthungrigen Menschheit zu genügen.

Die Zentral-Telegraphen-Station.

Wer den weiten Betrieb des Haupt-Telegraphenamtes durchwandert, erhält einen tiefen Eindruck von der Größe und Wichtigkeit dieses Instituts. Man muß sich daran gewöhnen, nicht nur das Haus und seine großartigen technischen Anlagen zu sehen. Dieses Gebäude wächst durch die zahllosen Drähte, die Deutschland überspannen und seine Städte miteinander und über die politischen Grenzen hinweg mit dem Auslande verbinden, weit über seine Umfassungsmauern hinaus. Und doch, wie klein, wie unscheinbar sind die Anfänge dieses Großbetriebes gewesen. Ein mehr als bescheidenes Hofraum im Hauptpostgebäude in der Königstraße Nr. 60 war seine Wiege. Nur 14 Beamte arbeiteten in dieser „Zentral-Telegraphen-Station“, die man wohl nur als ein Anhängel des übrigen recht umfangreichen Postbetriebes betrachtete. Fünf Telegraphenlinien, die der Potsdamer, Anhalter, Steinhilber- und der nieder-sächsisch-märkischen Eisenbahntrasse folgten, wurden von hier aus bedient. Die Linien waren mit elektrischen Zeigertelegraphen aus-

gestattet, trotzdem bereits 1848 die Linie Hamburg-Cuxhaven mit den vollkommeneren Morseapparaten ausgerüstet war. Alle bis dahin gebauten telegraphischen Anlagen, mochte es sich um optische oder um die ersten elektromagnetischen Telegraphen handeln, waren ausschließlich dem Staat vorbehalten. Erst am 31. August 1849 wurde die Benutzung der Telegraphenlinien der Allgemeinheit erlaubt. Dabei schloß aber der hohe Preis eine zu rege Benutzung durch Privatpersonen aus. Ein Telegramm kostete bis zu 16 Worten nicht weniger als 4,50 M., für je weitere 7 Worte wurden 1,20 M. Zuschlag erhoben. Zur Nachtzeit wurde die doppelte und dann sogar die dreifache Gebühr verlangt. Mehr als 100 Worte zu telegraphieren war überhaupt untersagt. Die Telegraphiergeschwindigkeit der Zeigertelegraphen reichte bald nicht mehr aus. Die Zentral-Telegraphen-Station ging daher bereits im ersten Jahre ihres Bestehens zum Morsebetrieb über. 1852 waren alle Linien den Fortschritten der Technik entsprechend umgestaltet. So unbedeutend der erste Telegraphenbetrieb anmuten mag, so erkannte man doch bereits, daß er berufen war, die nationalen Grenzen zu sprengen. 1850 wurde der Deutsch-Oesterreichliche Telegraphenverein gegründet, dem Preußen, Oesterreich und Sachsen angehörten. Diese zwischenstaatliche Verbindung wurde später durch Belgien und Frankreich und bald darauf durch Rußland erweitert. Infolge der geographischen Lage Deutschlands wurde die Zentral-Telegraphenstation zum Mittelpunkt des gesamten europäischen Telegraphenwesens. — Die ersten Leitungen waren unterirdisch verlegt. Allein das brachte bei der mangelhaften technischen Durchbildung zahlreiche Betriebsstörungen mit sich. Die Isolation der Drähte bestand aus vulkanisiertem Guttapercha. Der Schwefel dieser Masse ging mit dem Kupfer der Leitungen eine höchst unerwünschte Verbindung ein, die die Isolierung des Guttaperchas aufhob. Dazu kamen dann noch andere Mängel, die die Telegraphenverwaltung zwangen, ihr Leitungsnetz oberirdisch zu verlegen. Das brachte zunächst eine wesentliche Erhöhung der Betriebssicherheit, dann aber auch die Möglichkeit mit sich, statt der teuren Kupferleitungen Eisendrähte von 3 bis 5 Millimeter Durchmesser zu verwenden, die eine erhebliche Verbilligung der Anlagekosten mit sich brachten. Aber mit den Fortschritten der Technik kehrte man wiederum zur unterirdischen Leitung zurück. Als man es gelernt hatte, die Kabel einwandfrei zu isolieren, wurde aus strategischen Gründen wiederum

beschlossen, das gesamte Leitungsnetz unterirdisch zu verlegen. Das geschah in den Jahren 1876 bis 1881 mit einem Kostenaufwand von 30 Millionen Mark. 250 deutsche Städte wurden so miteinander verbunden. Bei dieser Gelegenheit möge erwähnt werden, daß das erste deutsche Unterseekabel bereits im Jahre 1854 zwischen Stralsund und der Insel Dänholm verlegt wurde.

Das Amt in der Französischen Straße.

Fast ein halbes Menschenalter arbeitete die Telegraphenverwaltung in der Königstraße. Manche technische Verbesserung wurde in dieser Zeit durchgeführt und mit dem Anwachsen von Handel und Verkehr nahm trotz der hohen Tarife die Zahl der übermittelten Telegramme ständig zu. Vor allem der Börseverkehr hatte eine ungeahnte Zunahme erfahren. Die alten Räume in der Königstraße genigten den gesteigerten Anforderungen längst nicht mehr, als endlich eine großzügige Aenderung beschlossen wurde: Im Jahre 1863 überließ die Telegraphenstation in das heute so stattlich anmutende Gebäude in der Französischen Straße. Schon damals wurde es als ein schwerer Liebelstand empfunden, daß für das An- und Abliefern der Telegramme zu viel Zeit benötigt wurde. Das machte sich besonders im Telegrammverkehr der Börse unangenehm fühlbar und darum wurde 1865 zum erstenmal eine Rohrpostanlage bei Siemens und Halske in Auftrag gegeben, die von der Expedition in der Zentral-Telegraphen-Station zur Expedition im Börsegebäude führen sollte. Das war der Anfang des jetzt so weit verzweigten Berliner Rohrpostnetzes, das in naher Zukunft nach modernsten Grundsätzen noch erheblich ausgebaut werden soll. Als 1878 ein neuer großer Apparatensaal eingerichtet wurde, arbeiteten hier neben 36 Typendruckmaschinen von Hughes 164 Morseapparate für den Fernsprecheverkehr und 40 Morseapparate für den Stadtverkehr. Von jetzt ab trat die Wichtigkeit der telegraphischen Nachrichtenübermittlung immer deutlicher hervor. Der Platzverkehr der Zentral-Telegraphen-Station wuchs von Jahr zu Jahr. Die Abteilung II des Reichspostamtes, die mit ihm die Räume in der Französischen Straße teilte, mußte 1876 nach der Leipziger Straße übersiedeln. Von Zeit zu Zeit machten sich Um- und Anbauten notwendig, bis endlich jede Erweiterungsmöglichkeit erschöpft war. Im Jahre 1910 wurde mit dem Bau des jetzigen Gebäudes in der Dranienburger Straße begonnen.

Im neuen Heim.

Trotz der Kriegsjahre und der dadurch bedingten Verzögerungen konnte bereits 1916 ein Teil des Haupt-Telegraphenamtes, wie es sich seit 1876 nannte, in das neue Gebäude übersiedeln. Seit dem 1. November 1918 ist der gesamte Betrieb hierher verlegt worden. Nicht weniger als 1005 Leitungen sind hier vereinigt. Davon dienen 948 dem Inlandsverkehr und 57 dem mit dem Auslande. Direkte Auslandsdrachtenverbindungen bestehen mit folgenden Städten: Antwerpen, Brüssel, Fredericia, Kopenhagen, Danzig, Wien, London, Paris, Strassburg, Rom, Mailand, Amsterdam, Haag, Rotterdam, Riga, Ostow, Bosen, Dorn, Warschau, Götterburg, Ralm, Stockholm, Helsingfors, Basel, Zürich, Budapest, Brünn, Prag, Bukarest, Konstantinopel, Odessa, Leiris, Tiflis, Teheran. Durch Zustellen sind über Königswusterhausen als Sendestelle und Zehndorf als Empfangsstelle folgende Städte mit dem Haupt-Telegraphenamt verbunden: Sofia, London, Hapsal, Bukarest, Dracemare (Beltsorwein), Serajemo, Belgrad, Budapest, Rostau, Barcelona, Wien, Rom und Riga. 1922 wurde die Betriebszentrale der Transradio-A.G. für drahtlosen Ueberseeverkehr in dem Gebäude des Haupt-Telegraphenamtes untergebracht. Durch ihre Vermittelung wird der Funkverkehr über Kauen mit New York, Buenos Aires, Abuh-Jabal (in Ägypten), Rufden und Java aufrechterhalten. Ein Heer von 2000 Beamten, deren Dienst so geregelt ist, daß der Betrieb Tag und Nacht aufrechterhalten werden kann, sind zur Bedienung des unerhört gesteigerten Telegrammverkehrs, der heute die Zahl von 100 000 pro Tag, einschließlich 34 000 Auslandstelegrammen, übersteigt, tätig. Das Haupt-Telegraphenamt ist auch Uebertragungsstation der großen 8652 Kilometer langen Telegraphenleitung London-Wien, die 1870 in Betrieb genommen wurde und 1909 bis nach Curraoche in Indien verlängert wurde. Bei der Organisation des neuen Haupt-Telegraphenamtes ist vor allem Bedacht genommen, menschliche Arbeit, soweit es irgend denkbar ist, durch mechanische zu ersetzen. Rohr-, Band- und Seilpost befördern die Telegramme innerhalb des Gebäudes zu ihren Bestimmungsorten, Telegraphiersysteme aller Typen sind in den Dienst genommen. Und wieder steht das Amt vor neuen großen Aufgaben.

19] **Die Passion.**
Roman von Clara Viebig.

Und so geschah es. Nach einer Auseinandersetzung mit Stefan, die sich bis zu einem erregten Wortwechsel steigerte, hatte sich Olga gefügt. Manchen kleineren Stößen hatte die Liebe zu ihrem Bruder schon bekommen, ein Riß war bisher nie dagewesen, dazu erkannte Olga zu sehr an, was er für sie getan, nun aber war einer da. Noch zeigte er sich freilich nicht an der Oberfläche, die erschien noch glatt. Olga begleitete den Bruder zum Nachtzug und trug ihm solange den Kranz, der groß war und schwer und duftend von kostbaren Lilien und Tuberosen. Aber als sie dem Zug nachblickte, der den Sohn zu dem toten Vater hinbrachte, nach dem er nicht mehr viel im Leben gefragt hatte, und sie, die Tochter, die viel, viel mehr am Vater gehangen, die gerade in letzter Zeit so viel an ihn gedacht hatte, hierbleiben mußte, bäumte es sich in ihr: Schmerz, Empörung, Trotz. Am liebsten hätte sie ihre Eva von den Wilkowskis weggenommen, wäre mit ihr fort, weit fort, hätte sich nie mehr sehen lassen in der Alexanderstraße. Aber das ging ja noch alles nicht. — Frau Ella trug Schwarz. Auch für Gretchen sollte Olga etwas Schwarzes zurecht schneiden; es ging doch nicht an, daß so ein großes Mädchen noch im bunten Kleid herumliefe, wenn der Großvater gestorben war. Benignstens sechs Wochen sollte sie trauern, und das tat Gretchen auch ganz gern, denn ihrer blonden Hübschheit stand das Schwarz ausgezeichnet. Es gab Olga einen Stich durch Herz, als sie am nächsten Sonntag ihrer Eva das mit besonders viel Rot karierte schottische Kleidchen anzog. Sie hatte das Kind sonst immer so gern in dem Kleid gesehen — aber jetzt, war jetzt Eva nicht viel eher berechtigt, in Schwarz zu gehen, als das Mädchen, das den Großvater, den es betrauern sollte, nicht bekannt, gar nicht verwandt war? „Dein lieber Großvater ist gestorben“, sagte sie weinend zur kleinen Eva. Die machte ihr ernsthaftestes Gesicht — gestorben, was war das: gestorben? Sie war noch zu klein, als daß man ihr das hätte erklären können, aber der feste Ernst, der über ihr lag, paßte zu den Tränen der Mutter. Es war, als ob sie diese Tränen verstünde — alle Trauer verstünde. — „n komisches Kind“, sagte Frau Ella immer. „Sei doch nicht so traurig, immer n bißchen vergnügt!“ Sie wollte die Kleine aufmuntern. Aber Eva hatte die Lante nicht gern;

sie war wie ein scheues Tierchen. Nur bei Albert und Irma laute sie auf, da mußte sie etwas zu sagen.

„Sie ist mächtig helle“, sagte anerkennend der Wilkowskische Stammhalter. Er war ein gutmütiger Junge, sah seinem Vater ähnlich und hatte auch im Wesen manches von dem.

Olga hatte Gretchen gebeten, Sonnabends ihrer Eva die Haare immer in Lodenwickel zu drehen, dann waren sie zum Sonntag so wunderschön, dafür tat sie dem Mädchen ja auch manchen Gefallen. Aber es war der halbwüchsigen un bequem, sie riß unlustig an den Haaren der Kleinen herum, und wenn die sich auch gar nicht mußte, nur unwillkürlich zusammenzuckte, schrie sie doch gleich: „Halt stille!“ Das zahlte ihr aber Albert heim. Er dachte die ältere Schwester, sowie sie nicht freundschaftlich mit Eva verfuhr, sprang ihr behend auf den Rücken, bearbeitete sie so mit den Fäusten, daß sie laut schrie und die Mutter ihr zu Hilfe eilen mußte. Es endete dann mit einer Tracht Prügel für Albert und einer Unstimmigkeit zwischen den Eheleuten. Der Junge hatte beim Vater geklagt.

„Nichts wie Aerger hat man von der Jöhre“, sagte Frau Ella. Mit der „Jöhre“ meinte sie das Kind, das nicht zu ihnen gehörte.

Und die kleine Eva hörte es und verstand es.

7. Fräulein Heßling, die langjährige Direktrice im Rodebasar, war abgegangen, sie hatte noch einen Mann bekommen. Olga war Direktrice geworden. Die ganze Nähstube staunte: und so was ohne Protektion, weder von einem der Inhaber, noch vom Rauponchell! Das war etwas ganz Erstaunliches. Noch nicht sechs Jahre arbeitete die Wilkowskis hier, und schon war sie ihnen übergesehen! Aber sie neideten es ihr nicht; das Gefühl der Kollegialität, das sie verband, war stark genug, um jeden Neid zu unterdrücken. Die Wilkowskis war ja auch wirklich sehr fleißig und besonders geschickt, und dann lag auf ihr etwas Unerklärliches, das die einen mit Teilnahme, die anderen mit Neugier erfüllte. Sie sprach nicht viel, sie lachte nicht viel — warum nicht? Und warum hatte sie keinen Liebhaber? Sie sah ja noch recht nett aus und immer schid. Daß Fräulein Wilkowskis ein uneheliches Kind hatte, das war doch weiter kein Unglück, und als Schande betrachtete es hier niemand. Olga hatte niemals von ihrer Eva gesprochen; es blieb auch unaufgeklärt, woher sie alle von dem Kinde wußten. Die kleine Eva war ein Etwas in der Arbeitsstube, um das man sich kümmerte, ohne es zu kennen. Wie alt war denn die Kleine? Eine wagte die Frage

in einer Stunde, in der die Direktrice lange stumm dageessen hatte mit einer Trauer auf dem Gesicht, die auffallen mußte.

Olga wechselte die Farbe, ihr blaßes Gesicht wurde glühend rot, und dann schloß es ihr in die Augen, sie biß sich auf die Lippen, um nicht laut herauszuweinen: ach, sie hatte ja solche Sorge um ihre Eva!

„Ranu!“ Allgemeine Teilnahme. War die krank? Was fehlte ihr denn? Und in dem erlösenden Gefühl, endlich einmal von dem sprechen zu können, was ihre Seele ganz, aber auch ganz erfüllte, sprach Olga von ihrer Eva.

Was Frau Ella Wilkowskis längst gesehen hatte, was die verstorbene Lehmann auch gesehen hatte, das hatte die Mutter nun endlich auch eingesehen: ihre Eva schielte. Das rechte der langbewimperten Augen von lichtem Braun stand ein wenig starr, es sah gerade aus, während das linke Auge sich wie bei anderen Kindern leuchtend und unbehindert nach allen Seiten drehte. „Darum hält sie den Kopf ja auch immer so schief“, erklärte Frau Ella. „Mir is's manchmal so, als sieht sie gar nicht drauf.“ Ihre kleine Eva auf dem einen Auge nichts sehen?! Ein Schreck, der sie lähmte, stürzte auf Olga, sie stand und starrte die Schwägerin an in minutenlangem Schweigen. Aber dann fuhr sie auf, sie hätte die Frau, die das so teilnahmslos, so ganz ruhig sagte, bei der Gurgel packen mögen. Das würde man doch erst einmal sehen, wie das mit Evas Auge war. Das konnte doch operiert werden. Sie würde alles, alles dafür tun! Sie hatte das Kind zu sich gerufen, das am Tisch saß und große Buchstaben, zum erstenmal mit Tinte, in ein altes Schreibheft von Albert malte. Eva war Weihnachten sechs Jahre geworden, zu Ostern kam sie erst in die Schule, aber schon schrieb sie auf der Tafel ganz schön. Der Beiter war ihr Lehrmeister gewesen, er war sehr stolz auf das, was er ihr beigebracht hatte; das heißt, das „Beibringen“ war es weniger gewesen, sie hatte sich abgeguckt. „Mächtig helle is sie“, versicherte wieder der Junge. „Komm mal her, Cochen!“ Die Mutter kniete vor ihr nieder und sah ihr von unten herauf in die Augen. Mit fliegender Angst tat sie es, ihr Atem flog. Ihre zitternde Hand deckte sie dem Kind über das linke Auge, nun war nur noch das rechte, das von der Schwägerin so verdächtigte, frei. „Siehst du was, Cochen?“ Das Kind nickte. Gott sei Dank! Mit einem Seufzer der Erlösung von Todesangst gab Olga das linke Auge wieder frei: „Siehst du nun mehr?“ Das Kind schüttelte verneinend. Also dann war ja alles gar nicht schlimm, dann war es mit dem Sehen wenigstens in Ordnung. Und das bißchen Schielen —?! Schielen ließ sich ja leicht operieren, das war weiter keine gefährliche Sache. (Fortsetzung folgt.)

Die Biebfeld der verwandten Apparate hat sich als ein Mischland erwiesen, dem durch Schaffung eines Einheitsgerätes begegnet werden soll. Das fass eine Menschenalter lang betriebene Telegraphenherstellung zeigt erhebliche Alterserscheinungen, die seinen Erfolg nötig machen. In letzter Zeit ist die Leistungsfähigkeit des Amtes durch die Wechselstromtelegraphie und Telephonie wesentlich gesteigert worden. Es handelt sich hierbei um drahtlose Telegraphie auf Draht. Die Drahtleitungen werden dabei mit Wechselströmen, ungedämpften, elektromagnetischen Schwingungen, überlagert, die denen gleichen, die die Rundfunksender ausstrahlen. Dadurch, daß man diesen Schwingungen verschiedene Wellenlängen gibt, ist man in der Lage, über eine Leitung gleichzeitig mehrere Gespräche auch im Gegenstromverkehr durchzuführen. So hat die moderne drahtlose Telegraphie wiederum befruchtend auf die Drahttelegraphie zurückgewirkt. Der Hauptvorteil dieser drahtlosen Telegraphie auf Draht liegt vor allem darin, daß das Nachrichtengeheimnis unter allen Umständen gewahrt ist.

Das Haupt-Telegraphenamt hat zu seinem 75jährigen Jubiläum eine Festschrift herausgegeben, in der leitende Beamte über die Entwicklung des Amtes und der Telegraphie in zahlreichen Aufsätzen berichten. Dieses Werk, das bei Ernst Litzsch Erben, Berlin, verlegt wird, ist geradezu eine Fundgrube für jeden, der sich mit der Geschichte der Telegraphie über das allgemein übliche Maß hinaus vertraut machen möchte.

Noch kein Urteil im Bothmer-Prozess. Vertagung auf heute.

Justizrat Josephsohn, der Verteidiger der Gräfin, trat in einem fast fünfstündigen Plädoyer den Ausführungen des Ersten Staatsanwaltes verächtlich entgegen. Besonders betonte er, daß in der Verhandlung der Umstand lange nicht genügend gewürdigt worden sei, daß in dem Silberpaket aus dem Heiligen See sich auch das Tafel Silber befunden habe, das aus der Bielefelder Wohnung gestohlen wurde, als die Angeklagte sich nachweislich zusammen mit der Schwägerin Bielefeld in ihrer eigenen Wohnung befand. Das beweise, daß die Gräfin auch die anderen Diebstahlsfälle nicht verübt haben könne. Es passe auch nicht zu dem Charakter dieser Frau, die zwar häufig vornehm handele, die aber im Grunde doch stets hilfsbereit und großmütig gewesen sei. Aus der Tatsache, daß sie mit Gefahr ihres eigenen Lebens ein Kind vor dem Tode des Lebensjahres errettet habe, lasse sich erkennen, daß die Gräfin Bothmer eine wahre Tell-Natur sei. — Gegen 4 Uhr nachmittags brach der Vorsitzende Sondergerichtsdirektor Besterkamp die Verhandlung ab und vertagte sie auf heute Dienstag, morgens 9 1/2 Uhr. Justizrat Josephsohn wird zunächst keine Ausführungen machen, und nach ihm gelangt dann der zweite Verteidiger Rechtsanwalt Dr. Brandt, Berlin, zum Wort. Das Urteil ist voraussichtlich in den späten Abendstunden des heutigen Dienstags zu erwarten.

Reichsbahn gegen Rotawerke. Noch keine Klarheit.

Die Vernehmung der Angeklagten im Prozess der Reichsbahn gegen die Rotawerke wurde gestern am dritten Verhandlungstage beendet. Es entrollt sich im Gerichtssaal wieder dasselbe Bild wie an den Vortagen. Ein Angeklagter beschuldigt den anderen, und es ist für den Angeklagten schwer, Klarheit in dieses Hin und Her zu bringen.

Der Angeklagte Kaiser belastet gleich zu Anfang der Verhandlung den Mitangeklagten Direktor März schwer und stellt die Behauptung auf, daß März von den „Luftwagen“ wie auch von den „Luftkunden“ in seiner Eigenschaft als technischer Leiter der Werke gewußt haben muß. Belastend fällt für März noch sein großzügiges Verhalten zu Eisenbahnbeamten gegenüber ins Gewicht, denen er Schränke, Brennholz und ähnliche Zusendungen machte, die aber der Bahn verlastet in Rechnung gestellt wurden. Den Vorwurf der Bestechungsabsicht weist März zurück. Einige interessante Mitteilungen macht der Zeuge und Sachverständige Schubert. Nach einwandfreien Ermittlungen sind bis jetzt 334 Luftwagen festgestellt worden, die das Werk nie gesehen haben und sich zum Teil nach den Ermittlungen der Reichsbahn auf der Fahrt befunden haben oder gar irgendwo in der Provinz standen. Die Zahl wird sich wahrscheinlich aber noch erhöhen, da die Ermittlungen noch nicht endgültig abgeschlossen sind. Im weiteren Verlauf kommt immer mehr zutage, daß März vielleicht das Opfer zu großer Vertrauensseligkeit zu seinen Mitarbeitern, aber auch den Rotawerken gegenüber geworden ist. Direktor März kann keine Aufklärung darüber geben, wie die Luftwagen entstanden sind, nachdem vom Sachverständigen Schubert noch die Tatsache bekannt wird, daß allein bei den Güterwagen die Bahn um 305.000 fingierte Stunden geschädigt worden ist. Die Vernehmung des Angeklagten Kubst ergibt nichts Wesentliches. Er streitet jede Schuld ab. — Die Zeugenernehmung, die schon gestern stattfinden sollte, wird erst heute vor sich gehen.

Ueberflüssige Aufregung.

Durch die bürgerliche Presse geht eine Notiz, in der ausgeführt wird, daß die Sozialdemokraten in der neuen Stadtverordnetenversammlung keine Reizung zeigen, eine Dauerrede mit den Kommunisten einzugehen. Dann heißt es weiter:

„Auch eine Listenwahlverbindung mit den Kommunisten wird die SPD-Fraktion für die Wahl der unbesoldeten Stadträte nicht eingehen.“

In diesem Falle handelt es sich selbstverständlich um eine bloße Kombination, die sich auf gar keine Unterlagen stützen kann. Das Zusammengehen mit den Kommunisten bei der Wahl von Stadträten und bei der Besetzung der Deputationen ist eine Frage der Zweckmäßigkeit, und es spricht sehr vieles dafür, dabei das Angebot der Kommunisten sichtlich zu prüfen. Daß die Sozialdemokratie eine Befehung des Präsidiums nur nach Stärke der Fraktionen vornehmen kann, versteht sich von selbst, aber nicht steht an sich einem Zusammengehen bei sonstigen Wahlen mit der SPD entgegen. Da die Fraktion noch gar keine Gelegenheit gehabt hat, zu dieser Frage Stellung zu nehmen, so ist die hysterische Aufregung, mit der die „rote Fahne“ sich ununterbrochen den Kopf unter Fraktion zerbricht, höchst über-

flüssig. Die Fraktion wird bei allen ihren Entscheidungen, so auch bei dieser, nach dem Gebot der Zweckmäßigkeit handeln und wird eine wirklich annehmbare Unterlegung auch von der SPD niemals ausschlagen. Ob allerdings die Kommunisten zu einer dauernden ernsthaften Zusammenarbeit reif sind, das muß man vorläufig noch bezweifeln. Aber auch das wird sich zeigen, jedenfalls hängt das von der kommunistischen Fraktion und nicht von der Sozialdemokratie ab.

Ein Arbeiter-Funkprogramm. Durch den Leipziger Sender.

Die Arbeiter-Funkbewegung geht bereits darauf aus, auch Einfluss auf die Programmgestaltung der Rundfunksender zu gewinnen. Anlässlich der vom Arbeiter-Radio-Klub Deutschlands in Leipzig veranstalteten Ausstellung der Leipziger Sender dem Arbeiter-Radio-Klub einen Abend überlassen, den er nach eigenen Wünschen ausgestalten kann.

Das Allgemeine Arbeiter-Bildungsinstitut in Leipzig, das unter Leitung des Funkfreundes Valentin Hartig

heute, Dienstag, den 17. November, pünktlich 1/7 Uhr:

Konjungenoffenschafts-Generalversammlung

in Haverlands-Festläden, Berlin, Neue Friedrichstr. 35, Eingang Kochstraße. — Außerordentlich wichtige Tagesordnung, u. a. Statutenänderung, Aufsichtsratswahl.

Kein Vertreter der Fraktion Genossenschaftsaufbau darf fehlen!

sieht, hat die Ausgestaltung des Programms für diesen Abend übernommen. Folgendes Programm ist zusammengestellt worden und von der Mitteldeutschen Sendegesellschaft zur Ausführung genehmigt worden: 7 Uhr abends spricht Redakteur Hermann Siebold, Leipzig, über „Werden und Wollen der Genossenschaften“; darauf Genosse Dr. Karl Wenneke, Berlin, über „Arbeiterkassen in der Industrie“, um etwa 8 Uhr werden unter Leitung des Bundesleitenden des Arbeiter-Jugendbundes Gau Leipzig von dem Arbeitermännerchor Tonberg-Stötteritz folgende 4 Lieder gesungen: 1. Schuber: Die Nacht. 2. Lendvai: Glückselig. 3. Trunk: Bergmannschor. 4. Ullmann: Ich warte Dein. 8.15 Uhr beginnen die künstlerischen Veranstaltungen. Zunächst wird Ludwig Hartig seine Gedichte recitieren. Worauf dann etwa 8.40 Uhr der musikalische Teil beginnt, in dem Käthe Grundmann Lieder von Beethoven und eine Arie von Mozart singt, während das Leo Schwarz-Quartett ein Quartett von Mozart und eins von Beethoven zum Vortrag bringen wird. Als Vorsänger wird wahrscheinlich der Genosse Hartig fungieren. Dieses Programm wird am Dienstag abend, den 17. November, durchgeführt werden. Alle Genossen werden gebeten, wenn irgend möglich, sich das Programm anzuhören, und entweder dem Sender oder dem Arbeiter-Radio-Klub Mitteilungen über ihr Empfinden beim Anhören des Programms zu machen, um zu beweisen, daß in den Kreisen der Arbeiterkassen Interesse dafür vorhanden ist. Vielleicht gelingt es uns, auf diesem Wege weitere Fortschritte zu machen.

Der Bund religiöser Sozialisten.

Von der in Berlin abgehaltenen Hauptversammlung des Bundes religiöser Sozialisten Deutschlands berichteten wir am Montagabend über die Sonnabendfeier. Die Sonntagsfeier begann mit einer religiösen Feierstunde, und es folgten dann die Hauptvorträge von Pfarrer Piechowski-Kaestlin über die Stellung des Bundes religiöser Sozialisten zur Kirche, und von Pfarrer Eckert-Meersburg über die religiös-sozialistische Bewegung im Zusammenhang mit der geistigen Kultur der Gegenwart. Die Versammlung endete mit der einstimmigen Annahme von zwei Erklärungen. Die eine bejaht, daß auf der in Stockholm abgehaltenen Weltkonferenz für praktisches Christentum die deutsche Delegation keine Sozialisten in ihren Reihen gehabt hat, und sagt dazu, die Delegation sei darum „nur die Vertretung der Schlichten auch innerhalb der Kirche gewesen, die zu den breiten Massen der sozialistischen Bevölkerung gerade hinsichtlich der praktischen Gestaltung der christlichen Forderungen im schärfsten Widerspruch stehen“. Die andere Erklärung betrifft den Fall Fuchs-Eisenach und lautet: „Die Arbeitsgemeinschaft der religiösen Sozialisten Deutschlands erklärt zur Rahmregelung des Genossen D. Emil Fuchs-Eisenach: „Es ist ein trauriges Zeugnis für die religiöse Zerstückelung innerhalb unserer Kirche, daß ein Pfarrer mit Rahmregelung bedroht und mit einer Rüge bedacht wurde, weil er, wählend aus der Gesinnung eines christlichen Mannes, einen Rückschritt ausstieg gegen die ungeheuerlichen Vergewaltigungen des Rechtsbewußtseins unseres Volkes in vielen der politischen Prozesse, die zu einer fortschreitenden Gefahr unserer Zeit werden. Daß das Bürgertum hier seine politischen Interessen, Vorurteile und Ueberzeugungen zum Wohlfühl auch des kirchlichen Lebens zu machen sucht, beweist, daß es religiöse Maßstäbe nicht mehr anlegt. Der thüringische Landeskirchenrat fordert von Herrn Pfarrer D. Fuchs, daß er eine rein religiöse nichtpolitische Arbeit unter seinen Parteigenossen leiste. Wir machen daraus aufmerksam, daß eine religiöse Arbeit, die der Religion Lebenswirklichkeit und lebenbeherrschende Kraft erringen will, unmöglich ist ohne Mitarbeiter und Mithelfen im politischen und wirtschaftlichen Dasein. Wer vom Pfarrer eine rein religiöse Arbeit fordert im Sinne der Landeskirchenbehörde, fordert damit zugleich die Ohnmacht von Kirche und Religion. Der Landeskirchenrat tadelt die Form der Worte von Prof. D. Fuchs. Dazu hat er nur dann das Recht, wenn er für die von D. Fuchs zum öffentlichen Ausdruck gebrachte, im Volksbewußtsein tief empfundene Not stärkere und bessere Worte prüft.“

Bühnenmusikisches Orchester. Im deutschen Ensembleorgel des Bühnenmusikischen Orchesters (Dirigent Prof. Bräuner) wird Anton Bruckner des Violinconcert von Beethoven zum Vortrag bringen. Außerdem enthält das Programm III. Sinfonie A-Mod von Mendelssohn.

Die Kontrolle des Brotgewichtes.

Vor einigen Tagen ist die Polizeibehörde in Kraft getreten, die die Bäcker verpflichtet, Gewicht und Preis des zum Verkauf gestellten ortsüblichen Roggenbrottes, Weißbrottes und der Schrippen auf einer Tafel am Fenster auszuhängen. Der Gewichtsangabe für das Roggenbrot ist das Gewicht eines 12 Stunden alten Brotes der betreffenden Größe zugrunde zu legen. Für Schrippen sind in dem Anschlag als Maßleinheit 10 oder 12 Stück mit dem sich daraus ergebenden Gewicht und Preis anzugeben. Der Käufer kann verlangen, daß ihm die Backwaren im Laden vorgezogen wird. — Das Normalbrot wird in Berlin immer noch zu dem Einheitspreis von 50 Pf. verkauft, während in bezug auf das Gewicht, wie die hiesigen Nachrichten deutlich erweisen, in den verschiedenen Bäckereien und in verschiedenen Stadtteilen sich ziemlich erhebliche Unterschiede bemerkbar machen. Es liegt im eigenen Interesse des Publikums, die Preisaushänge an den Bäckereien mit einander zu vergleichen.

Gegen die hohen Ladenmieten.

Gegen die hohen Ladenmieten hatten die Charlottenburger Handel- und Gewerbetreibenden eine Protestversammlung einberufen, die sich gegen die willkürliche Heraussetzung der Ladenmieten, besonders in den Charlottenburger Straßen erster Ordnung, wie Kant-, Joachimsthaler- und Tauentzienstraße und Kurfürstendamm, richtete. Der Referent führte aus, daß viele Hauswirte ihre Mietforderungen um mehr als 200 Proz. erhöht hätten. So forderte ein Hausbesitzer in der Tauentzienstraße statt 20.000 M. 60.000 M. Jahresmiete und erhielt auch vom Landrichter recht. Auf den Protest des Mieters antwortete der Richter: „Wir leben im Zeichen des Kapitalismus!“ Erhöhungen um 100 Proz. sind an der Tagesordnung. Ein Bäcker in der Nähe des Bahnhofes Zoo wurde von 5500 M. auf 12.000 M., eine Glas- und Porzellanhandlung am Kurfürstendamm von 18.000 M. auf 45.000 M. gesteigert. Zum Teil sind die heutigen Ladenmieten, die noch gesteigert werden sollen, weit höher als die Friedensmieten. So bezahlt heute eine Lebensmittelhandlung nahe Zoo 30.000 M. Miete für denselben Laden, für den sie vor dem Kriege 8000 M. zahlte. Diese Zustände sind natürlich unaltbar. Das Ganze ist eine Schraube ohne Ende. Die Geschäfte, die heute unter den Schwierigkeiten der Wirtschaftslage leiden, können unmöglich diese ungeheure Belastung durch die dauernden Mietsteigerungen aushalten. Es wurde beschlossen, sich an die Behörden, an die Stadtverordneten, an den Landtag und Reichstag zu wenden, um hier Wandel zu schaffen. Notwendig ist ein Gesetz gegen den Mietwucher unter gleichzeitiger Aufrechterhaltung der Zwangswirtschaft, denn diese Mieterhöhung beschränkt sich nicht nur auf die Läden, sondern wird von hieraus auf die Wohnungen übergreifen. Und die ungeheure Steigerung der Ladenmiete muß sich auch unbedingt auf die Preise auswirken. Und wo bleibt dann der Preisabbau?

Decorationsatelier im Rathaus Schöneberg.

Am Sonnabend fand im neuen Schöneberger Rathaus die Besichtigung und Einweihung der dort eingerichteten Decorationsateliers statt, die der höheren Fachschule für Decorationskunst, die der Schule Reimann angegliedert ist, hier vom Magistrat Schöneberg zur Verfügung gestellt wurden. Die Begrüßungsansprache hielt Bürgermeister Berndt vom Verwaltungsbezirk Schöneberg. Nach ihm sprach ein Vertreter des Landesamtes des Dr. Jochenberg. Er führte aus, daß seit der Kriegszeit die Frage der Berufsumschichtung akut ist: galt es damals, für zahllose Kriegsbeschädigte, die für ihren ursprünglichen Beruf untauglich geworden waren, neue Erwerbszweige zu finden, so ist es bei der gegenwärtigen Arbeitslosigkeit wichtig, für eine Abwanderung aus Arbeitsgebieten zu sorgen, in denen keine Nachfrage nach Arbeitskräften besteht, und für einen Zustrom zu solchen, die diese noch aufnehmen können. Bei den Kriegsbeschädigten aber hat man bereits gesehen, daß die Berufsumschichtung zwar oft recht gute Erfolge zeigte, ebenso oft beinahe aber auch zu Mißerfolgen führte. So wurde man bei der Umschichtung der Arbeitslosen sehr vorsichtig und beschränkte sich auf eine sorgfältige Auswahl, so daß jetzt nur etwa 800 Personen in 30 Kursen umgeschult worden sind. Stellungslose und dafür befähigte Kaufleute beabsichtigte man zu Schautheaterdecorateuren auszubilden zu lassen, da nach diesen eine noch immer steigende Nachfrage herrscht. Die Kunstschule Reimann erklärte sich zwar bereit, mit den zur Verfügung stehenden beschränkten Mitteln die Ausbildung zu übernehmen; doch fehlten dem Institut die notwendigen Räume hierfür. Das Bezirksamt Schöneberg, mit dem man sich deswegen ins Einvernehmen setzte, stellte diese in seinem neuen Rathaus bereitwillig zur Verfügung. Jetzt haben bereits 25 junge Leute in zwei bis vier Monaten den Kursus beendet und fast alle sind auch schon in ihrem neuen Beruf untergebracht. Ueber ihre Ausbildung sprach der Leiter der Reimann-Schule, Herr Albert Reimann. Die Decorationschule muß dafür sorgen, daß dem einen wie dem anderen in der Ausbildung der richtige Platz angewiesen wird. Daß es geschieht, davon legten die Ateliers Zeugnis ab, die nach dem Vortrag besichtigt wurden. Mit verhältnismäßig wenig kostbarem Material waren hier von den Schülern geschmackvolle, sachliche, ja bisweilen sogar künstlerische Auslagen zustande gebracht worden.

Reichsbannerfest in Röpenitz.

Die Fahrten der Reichsbannerleute in die Ferne haben aufgehört. Die Jahreszeit verbietet das. Man bleibt in der Nähe. Kein Wunder, daß das Röpenitzer Reichsbanner am Sonnabend zu seinem Herbstfest mit Fahnenanzug ein übervolles Haus hatte. Aus vielen Berliner Vororten waren Vertretungen der Kameradschaften herbeigeeilt, um durch Stiftung sächlicher Fahnenplatten — merkwürdigerweise noch immer „Rogel“ genannt — ihr Freundschaftsgelübde zu erneuern. Kamerad Bürgermeister Kohl hielt eine großangelegte Festrede, in der er auf die letzten das republikanische Deutschland tief beunruhigenden Ereignisse einging und scharfe Worte der Verurteilung für die Münchener Vorgänge fand. Er wandte sich mit ermunternden Worten an die Aelteren, die den Krieg haben mitemachen müssen und an die Jungen, die mit Recht wünschen, nicht mehr in einen Krieg hineingezogen zu werden und forderte sie auf, sich für den Schutz der Republik stets bereit zu halten und die Arbeit des Reichsbanners zu unterstützen. Die Worte des Redners fanden

Preis Ausschreiben über die Reinigungs- und Polierkraft der Zahnpaste Chlorodont

Tägliche Zuschriften unserer Chlorodontfreunde über die außerordentliche Polierkraft unserer Zahnpaste und vielfache praktische Vorschläge über die vielseitige Verwendbarkeit, die auch außerhalb der kosmetischen Seite liegt, geben uns Veranlassung zu diesem Preis Ausschreiben. So schrieb uns u. a. ein Facharzt: „Wissen Sie schon, daß Chlorodont ein ausgezeichnetes Poliermittel für goldplombierte Zähne und Goldplatten ist, die braune Oxydschicht verschwindet nach einmaligem Putzen und, was die Hauptsache ist, man sieht keinerlei Beschädigung der Putzfläche.“ Gewiß ist uns bekannt, daß Chlorodont bei seiner erstaunlichen Putzkraft den Zähnen einen herrlichen Glanz verleiht und den kostbaren Schmelz nie beschädigen kann, wie es gewöhnliche Schlemmkreide, Bimsstein usw. tun. Um aber auch der Allgemeinheit Gelegenheit zu geben, über die Vorzüge des Chlorodont nachzudenken und sich reklame-psychologisch zu betätigen, wird folgendes ausgeschrieben: „Es soll Chlorodont auf seine vielseitigen Vorzüge und Verwendungsmöglichkeiten untersucht werden und das Ergebnis in einem zugkräftigen Artikel, der 250 Worte nicht übersteigen darf, geschildert werden.“ Für die besten Lösungen sind folgende Preise ausgesetzt: **1. Preis M 500.—, 10 Preise à M 100.—, 1000 Preise à M 1.20 in Geschenkpackungen.**
Bedingungen: Zur Teilnahme am Preis Ausschreiben ist jeder Leser dieser Ankündigung unter Angabe des Namens der Zeitung berechtigt. Alle Einsendungen gehen in das Eigentum der Leo-Werke A.-G. über und werden nicht zurückgesandt. Jeder Einsender erklärt sich durch seine Teilnahme mit den Entscheidungen der Leo-Werke A.-G. einverstanden. Schlußtag für Einsendungen: 30. November, 1925, die mit dem Kennwort „Preis Ausschreiben“ an Leo-Werke A.-G., Dresden-N. 6, zu richten sind.

starken Beifall. Prächige Wiederlang der Männerchor Körperlichkeit, und das Tambourcorps der Kameradschaft erbrachte den wohlgeringsten Beweis, daß seine geschulten Leute die ansehnlichen stoffen Vorrichtungen zu meistern verstehen. Das Ganze ein vollständig angelegtes und wohl gelungenes und verlaufenes Fest.

Protest der jüdischen Studenten.

Der Antisemitismus an den deutschen Hochschulen ist eine menschliche Schmach und eine Schande für Deutschland zugleich. In dieser Erkenntnis und in verständlicher Abwehrstellung veranstaltete das „Kartellkomitee der Verbindungen deutscher Studenten jüdischen Glaubens“ am Sonntag vormittag eine gut besuchte Kundgebung im Herrenhaus. Nach Eröffnung und Begrüßung durch Dr. Ludwig Holländer referierte Herr Dr. Hermann Berial: Der Haß gegen die Juden an den deutschen Hochschulen ist nicht mehr wie früher eine Frage der Satisfaktion, sondern ein Symbol für die Abficht, sie rechtlich und moralisch zu entmündigen. Der Ausschluß der Juden aus früher freundlich gesinnten Verbänden unter der jüdischen Argumentation, daß eben Juden und Keger auf eine Stufe zu stellen seien, ist ein ebenso deutliches Signal, wie die Forderung völkischer Studentenorganisationen, daß

die jüdischen Studenten unter die mittelalterlichen Bedingungen des numerus clausus zu stellen seien. Bei gemeinsamen Veranstaltungen wurden Juden an die letzte Stelle gedrängt oder überhaupt nicht eingeladen. Wo das nicht möglich war, hielt man in der Abficht der Beleidigung bewußt Abstand von ihnen. Auch der einzelne wurde oftmals drangsaliert; so ging man in Darmstadt und München zum Beispiel so weit, daß die jüdischen Studenten sich nicht einmal an allgemeinen Sportveranstaltungen beteiligen durften. Die Behörden haben gegen diese Dinge nichts unternommen, teils weil sie sich „neutral“ verhalten wollten, teils wohl auch in der Annahme, daß es sich um interne Studentenangelegenheiten und um bedeutungslose Keuflichkeiten handelt. Rechtsanwalt Dr. Bruno Weil behandelt die Gefahr der antisemitischen Beeinflussung bei jener Jugend, die späterhin die wichtigsten Führer im Staate stellen sollte. Der Redner ging weiter ein auf die Schädigung des Rechtsgebantes an sich. Ergänzend sprach schließlich noch Dr. Holländer.

Ein größerer Dachstuhlbrand wurde gestern nachmittag aus Schöneberg gemeldet. Gegen 2 Uhr bemerkten Hausbewohner des von vielen Parteien bewohnten Hauses Kolonnenstraße 19 starken Brandgeruch, ebenso machte sich in den oberen Etagen dieser

Qualm bemerkbar. Die Feuerwehr wurde sofort alarmiert und trotz mit drei Löschjagen nach kurzer Zeit ein. Inzwischen schlugen aus den Bodenluken schon die hellen Flammen heraus. Sofort wurde aus drei Hochbehältern Wasser gegeben und nach ungewöhnlich kurzer Zeit konnte das Feuer — ein ausgebrochenes Mittelfeuer — auf seinen Herd beschränkt werden. Der Dachstuhl ist fast ausgebrannt und naturgemäß wurden die Wohnungen in den oberen Stockwerken durch Wasserschaden stark in Mitleidenschaft gezogen. Ueber die Entstehungsurache ist noch nichts festgestellt worden. Noch um 8 Uhr abends befand sich an der Brandstelle eine Brandwache.

Arbeitsgemeinschaft der Kinderfreunde Groß-Berlins. Zum Märchennachmittag in der Goethebüchse Klosterstraße 43 Sonnabend, den 21. November, nachmittags 4 Uhr, find Karten im Frauensekretariat Lindenstraße 3, II. Hof 2 Treppen, Zimmer 1, zu haben. Sammelbestellungen der Kindergruppen an Irma Epstein, O. 27, Ballmertheaterstraße 6.

Wetter für Berlin und Umgegend. Trocken, aber zeitweise aufklarend. Temperatur nahe Null. — Für Deutschland. In Südwestdeutschland aufklarend, in Mitteldeutschland trüblich, in Ostpreußen leichte Niederschläge. Bis auf Ostpreußen die Temperaturen nahe Null.

Theater, Lichtspiele usw.

Volksbühne
8 Uhr
Der Kaufmann von Venedig
Morgen 8 Uhr
Judith

Staats-Theater
Opernhaus
7 1/2 Uhr
Cavalleria rusticana — Bajazzo

Opernhaus am Königsplatz
7 1/2 Uhr
Der Waffenschmied

Schauspielhaus
8 Uhr: Journalisten
Schiller-Theater
8 Uhr: Jugend

Theat. d. Westens
Das große Operettenhaus
Tägl. 8 Uhr
Les Seid und Ed. Lichtenstein als Gast in
Der Orlow

Residenz-Th.
8 Uhr
Circus Heirat
Hesterberg, Sabo, Engers, Matroni

WALHALLA
Wahlsberg am Insulaner Platz
Heute u. folgende Tage
Gr. Ringkampf-Konkurrenz
Internat. Ringen von Welt
Anfang 8 Uhr — Preise 1, 2, 3 M.

Casino-Theater
Tägl. 8 Uhr
Neu!
Die Frau
im gefährlichen Alter
Vorher das Nach-Programm
Volkstüml. Preise

Thalia-Th.
8 Uhr
Annemarie
Lotte Neumann
Dora, Basel

Circus Busch
Tägl. 7 1/2 Uhr
Der neue gewaltige Erfolg
Manege-Wass.-Sensationsstück
Der Graf von Monte Christo
Romant. Ausstattungsschau 1. 12 Bild.
u. s.: Während der ersten 7 Bilder ist die Manege unter Wasser.

Trianon-Th.
8 Uhr
Kochzeitstage
von Gerald

APOLLO-THEATER
8 Uhr
Die Müllerin von Sanssouci

Der Sturz Monte Christos
In der Totenhölle des Gefängnisses
v. 50 Fuß hohen Felsen turm v. 54-11
ins Meer
Titelrolle: Henry Plab
Vorher: Neue November-Sensationen

Städtische Oper
Charlottenburg
7 1/2 Uhr:
Rigoletto
Opern-Br. Sänger
Abonnem.-Turnus 4

Deutsches Theater
7 1/2 Uhr:
Zum 25. Male
Der Kreidekreis
von Klabund

Kammerspiele
8 Uhr:
Man kann nie wissen
von Shaw

großes Schauspielhaus
Tägl. 8 1/4 Uhr
Fün Dich!
CHARELL-REVUE

Die Assmanns
Wochen-Spielplan an jeder 2. Littfassbule

WINTERGARTEN
November-Sensationen!
auf allen Gebieten der internationalen Varieté-Kunst
Sonnabend nachm. 9 Uhr — halbe Preise
Rauchen gestattet

Die Komödie
Kuffürstendam 287
8 Uhr
Gesellschaft
v. John Galsworthy
Regie: M. Reinhardt

Komische Oper
8 1/4 Uhr
Dir.: James Klein
Größte Revue der Welt
Von A bis Z
Das Gewaltigste an Ausstattungssprache, was je auf einer Bühne gezeigt worden ist

Steffiner Sänger
Burlaske von Meytal
Rühmliche Preise, viele Auszeichnungen
Dönhoff-Brett!
Das beliebteste Berliner Familien-Varieté
An den Taschen-Tour, Ballen 4. und 5. im Park-Ordnung

Elite-Sänger
Kottbuser Str. 6 — Tel. Mpl. 190 77
Tägl. 8 Uhr u. Sonntag nachm. 3 Uhr (bei kaltem Wetter)
Klubfreunde m. m. k. Auf 11
Der alte Bertschuller, Lebensbild
Zum Schluss: 77 Jugendstunde?? sowie der unvergleichliche Solist!

Herrnfeld
im Intimen Theater
Blücherstr. 6. Heute 11 u. 20. 25. Male:
Stall Levy mit 3

Berliner Trio
Neukölln.
Tägl. 8 1/2 Uhr
HALLER-REVUE
Theater im Admiralspalast

Philharmonie
8 Uhr:
Sinfonie-Konzert
des Philharm. Orch.
Dirigent Prof. Jul. Präger
Anton Witke
Viol.-Kz. — Beethov., 3. Sinf. — Mendels.

Th. a. Hottendorfpl.
Tägl. 8 Uhr:
Der letzte Kuss
Operette von Rob. Winterberg
Falk, Vogelmann, Kalkstein, Pöhl, Voss, Neß, Sell.
Philharmonie
8 Uhr:
Sinfonie-Konzert
des Philharm. Orch.
Dirigent Prof. Jul. Präger
Anton Witke
Viol.-Kz. — Beethov., 3. Sinf. — Mendels.

Haller Revue
Theater im Admiralspalast
„Achtung! Welle 505!“
H. Rang von 2 Mk. Parkett von 4 Mk. Logen von 8 Mk. Wiederholung der Hinder-Revue Heute und Sonntag 8 und 9 1/2 Uhr

Kinder-Revue
„Alle Puppen tanzen!“
Klein-Preise: 30 Pf., 1. 1. 50 etc.
Sonnabend 7 und 9 Uhr:
Großer Zille-Film mit Vortrag:
Die Verrufenen
Helmer Zille kommt persönlich
Preise 0.50 bis 4 M.
Vorverkauf ununterbrochen

Günstiges Weihnachtsangebot
Solange Vorrat reicht, diese
11 Aluminiumtöpfe
10 Mk. franco
(Geg. Vorkasse oder Nachnahme) und zwar
5 Schmortöpfe m. Deckel
1/2, 1, 2, 3, 4 Liter Inhalt,
sowie
8 Milchöpfe m. Zierrand
Außerdem liefert auf Wunsch mit:
Schmortöpfe
5 Liter Inhalt... 2.50 Mk.
6 Liter Inhalt... 3.— Mk.
pro Stück.
Schmortöpfe m. isolierten Holzgriffen pro Topf 50 Pf. mehr
An Blick des 25-jährigen Jubiläum gehen ich ca
100 00 Töpfe zu billigem Preise als Reklame ab
Metallindustrie H. Seuthe
Holtzhausen b. Plettenberg Nr. 234.
150 Arbeitsmaschinen — 3000 qm Fabrikraum.
Bedingung: Inserat beilegen. — Hauptkatalog wird jeder
Sendung beigelegt. — Lieferant höchster Staatsbeamter
Postcheckkonto Köln 2595.



Wollen Sie schlank sein?

Sie sehen ein und dieselbe Dame mit dem normalen Körpergewicht von 125 Pfund und, wie Sie es gerade jetzt sehr häufig beobachten können, mit 150 und 165 Pfund. Dabei ist es Ihnen ganz klar, dass Korpulenz immer die Schönheit einer Dame stört.
Körperfülle ist natürlich in der Hauptsache hervorgerufen durch zu reichliches Essen, aber fernerhin auch, und zwar in der Mehrzahl aller Fälle, durch ungenügendes Funktionieren der Stoffumwandlung im Körper sowie schlechtes Arbeiten der Nieren.
Die einzige Chance deshalb, die eine Dame hat, schlank zu werden, ist in erster Linie ein gutes Funktionieren des Stoffwechsels und kräftig arbeitende

Nieren — nehmen Sie deshalb jeden Morgen in warmem Wasser eine Dosis Kruschen.
Körpergewicht muss nur langsam reduziert werden (nicht mehr als 4 bis 5 Pfund pro Monat). Beachten Sie daher genau die nachstehende Anweisung:
Gleich nach dem Aufstehen frühmorgens auf nüchternen Magen ein Glas warmes Wasser mit ein wenig Kruschen. Eine halbe Stunde darauf einen guten Apfel essen. Ihr Frühstück muss damit fertig sein. — Zum Mittagessen zwingen Sie sich, nur die Hälfte derjenigen Speisemenge zu essen, der Sie Ihre Körperfülle verdanken. — Nachmittags nur einen Apfel oder eine Tasse Kaffee, ohne irgend etwas dazu. — Zum Abendessen 3 bis 4 Brötchen und eine Tasse Tee. — Der Erfolg ist sicher: Sie reduzieren etwa 4 bis 5 Pfund pro Monat und erweisen Ihrer Gesundheit einen grossen Dienst!

Die tägliche kleine Dosis macht es!

In Apotheken und Drogerien M. 2,50 pro Glas, für 3 Monate ausreichend.

Kruschen Salz

Beuthien & Schultz G. m. b. H., Berlin N 39, Pankstrasse 13/14.

Central-Theater
8 Uhr
Trieschübel

Metropol-Theater
Tägl. 8 Uhr:
Der Wertefolg:
NO NO NABETTE

Die Verrufenen
Helmer Zille kommt persönlich
Preise 0.50 bis 4 M.
Vorverkauf ununterbrochen

Th. d. Kösterstr. 43
8 Uhr: Gastspiel
Xaver Terofal
Der Ehestreik
mit d. Schillerseer Bauerntheater

Rose-Theater
8 1/2 Uhr: Sammelstudien

Abbruchbrennholz
müssen sich in der Räumung sofort billig abgeben
Anton Galasch & Co.
Charlottenburg, Gilmmerstr. 30

50. MONATSRATEN
beginnend u. kleine Anzahlung für ein
PIANO
direkt v. Fabrikant der
DEMUSIN PIANO FABRIK
O 27, Blumenstr. 70
an der Markussstr.
Verkauf 9-7.
Besuchen Sie uns oder verlangen Sie sofort kostenlos Piano-Katal. Preisliste, Zahlungsbed.

Feurig süßer Stärkungsweg
SANTA LUCIA
in Feinkosthandlungen und Apotheken
Erzeugt J. F. Rauch Aktien-Ges., Berlin N 4

Strickwesten
ver. auf Fabrik direkt an Private. Billig, solide
Wenn ich wollte...! Wasserforstr. 32.

Wie sind die Klügeren!
Wir tragen die Schuhe nicht größer als wir müssen, wir tragen keine Tuschgamaschen und keine wollenen Socken, aber wir tragen die neuen, Wärme erzeugende Kufrol-Einlegesohle gegen kalte und nasse Füße, und fühlen uns trotz der dünnen Seidenstrümpfe warm und wohl.
Schwüfen, Husten, Rheuma, Grippe und andere Erkältungs-Krankheiten überlassen wir dem sogenannten härteren Geschlecht.
Kufrol-Kindersohlen 1.25 Mark; Damen-Cohlen 1.50 Mark; Herren-Cohlen 1.75 Mark das Paar.
Fühneraugen, Hornhaut, Schwielen und Wargen beseitigt das viermillionenfach bewährte Kufrol-Führer-Augen-Pflaster. Packung 75 Pf. Erhältlich in fast jeder Apotheke und Drogerie.

Stein der Weisen
Die ideale Nagelpflege überall erhältlich
KOPP & JOSEPH BERLIN W.

Der gute Kapitän-Kaufabak
ist in den meisten Drogengeschäften erhältlich
C. Röcker, Berlin
Lichtenberger Straße 22, Kgst. 3861

Stellenangebote!
finden im Vorwärts bester Beachtung!

Patriotismus auf Kuxen.

Giesche, Harrimann und der Preussische Staat.

Die Bergwerksgesellschaft Georg v. Giesches Erben in Breslau war bis zur Teilung Oberschlesiens einer der größten deutschen Montanzergwerke. Sie verfügte über die bedeutendsten deutschen Zinkbergwerke und Zinkhütten und damit über eine der wichtigsten Schlüsselindustrien von Weltruf. Ihre Ausbeute brachte dem schlesischen Adel, dem die Giesche-Kuxe, von denen 9000 Umlaufstücke und 1000 Reservestücke sind, viele Zehnmillionen in jedem Jahre. Nach den eignen Angaben der Verwaltung wurde das Vermögen des Konzerns im Jahre 1916 auf zirka 766 Millionen Mark geschätzt und das war noch eher zu niedrig als zu hoch gegriffen. Trotz diesem riesigen Eigentumskomplex hat man in der breiten Öffentlichkeit von Giesche in früheren Jahren nur wenig gehört. Die Gewerkschaft war einer der ergüßlichsten Kreise, die, in ein nahezu vorinstituiertes Statut eingetaucht, peinlichst darauf hielten, daß die feudalen Anteilseigner unter sich blieben und daß ja keine „unerwünschten Elemente“ in ihre Reihen Eingang fanden. Es gibt noch heute in dem Giesche-Statut einige Paragrafen, die den Betrachter zwingen, sich einige Jahrhunderte zurückzuerheben, vor allem die Bestimmung, daß

kein „Achtdeutschstämiger“ Besitzer von Giesche-Kuxen sein darf.

Die Leitung des Unternehmens befindet sich in den Händen eines sechsköpfigen Repräsentantenkollegiums, das, wie schon sein Name besagt, mehr nach repräsentativen Gesichtspunkten als nach der sachlichen Eignung seiner Mitglieder zur Führung der Geschäfte zusammengestellt ist. Von ihm werden mit ausgesprochen autoritativer Machtbefugnis die Geschäfte der Gewerkschaft bestimmt. Die Direktion führt in seinem Schatten ein ziemlich klägliches Scheinvolles; sie ist praktisch nicht viel mehr als das Exekutivorgan des Repräsentantenkollegiums. Das alles ging in den Jahrzehnten bis zum Krieg, als der oblige schlesische Freier die Vorteile einer Heirat nach den Giesche-Kuxen seiner Braut abzwang, leidlich gut, denn das große Gewerkschaftsvermögen arbeitete gewissermaßen von selbst. Zudem war die Verwaltung niemals über ihre Montaninteressen hinausgegangen, in das Wagnis fremder und unsicherer Geschäfte. Darin trat aber eine Aenderung ein als der Krieg kam und nach ihm der Vertrag von Versailles mit der auch in wirtschaftlicher Hinsicht höchst unglückseligen Zerstückelung von Oberschlesien. Der willkürliche Schnitt durch das kompakte südöstliche Industriegebiet war besonders für Giesche ein sehr schwerer Schlag. Der größte Teil der Grubenwerke und Hütten fiel an Polen. Die Grenzen wurden mitten durch die sogenannten Wei-Scharten-Felder hindurchgezogen und bestanden bei Deutschland nur den kleineren Teil von Zinkvorkommen, die zudem meist noch unverwertet sind. Alles andere, insbesondere die Verwertungsanlagen, fiel zu Polen. Man war gezwungen, die abgetretenen Vermögensgegenstände in eine Gesellschaft polnischer Rechts einzubringen und sich, so gut es eben ging, unter der neuen Herrschaft einzurichten. Statt nun aber mit aller Energie an einer Konsolidierung zu arbeiten und vor allem die Ausschließung der deutschen Vorkommen zu betreiben, begab sich die Verwaltung in Deutschland auf die

Suche nach neuen Geschäften.

Ja man hatte geradezu den Ehrgeiz, einen deutschen Komplementärkonzern zu schaffen. Die „Vertikalerüstung“, die Manie fast aller deutschen Konzernkönige, führte in blinder Selbstüberschätzung, aufgebaut auf den ungehemmten „Inflationspump“, zu einer Reihe von Kombinationen, die sich mit Eintritt der Stabilisierung zwangsläufig als lebensunfähig und als ein unentraglicher Ballast erwiesen. Eine der vernünftigsten, wenn auch nicht gerade sehr vorteilhaftesten Erwerbungen war noch die Gewerkschaft Westfalen in Ahlen, die mit der in Oberschlesien belegenen Feinzieh-Grube den deutschen Kohlenbesitz von Giesche darstellte. Viel weniger zweckmäßig waren andere Unternehmungen. So wurden beispielsweise in Schlesien riesige Kunstseiden- und Phosphatfabriken erstellt. Noch kurzfristiger und verlustreicher war die Organisation eines großen Viehandels, das Stedenpferd des neuen Generaldirektors Rewes, der bis zum Ausbruch der Revolution Flügeladjutant des Kaisers und dann Direktor bei Hugo Stinnes war. Von alledem ist so gut wie nichts übriggeblieben. Die liquiden Mittel, die der Betrieb des umfangreichen Konzerns zu beanspruchen hatte, waren an nugholzem Zuhewert verfallen worden. Denn aus der zwangsläufigen Liquidation der aufgepöppelten Betriebe stieß von den investierten Kapitalen so gut wie nichts zurück.

Der Zusammenbruch.

So konnte denn die Katastrophe nicht ausbleiben. Aus dem polnisch gewordenen Besitz gingen dank der kurzfristigen Wirtschafts- und Steuerpolitik der Polen nicht nur keine Erträge ein, sondern die dortigen Werte mußten sogar an die deutsche Muttergesellschaft um finanzielle Hilfe appellieren. Die Schwierigkeiten wuchsen von Tag zu Tag, und sie gingen über die Giesche-Verwaltung, die sich ihnen auch nicht im entferntesten gewachsen zeigte und deren größtes Bestreben war, nur um Gotteswillen nicht den Schleier zu lüften, im Verlaufe von kurzer Zeit glatt hinweg. Zur Abdeckung der dringlichsten Verbindlichkeiten gab zunächst die Seehandlung, das Bankinstitut des preussischen Staates, einen Kredit von 15 Millionen Mark; dafür mußten ihr die wertvollsten greifbaren Besitztümer verpfändet werden. Kurze Zeit später begab sich Generaldirektor Rewes nach Amerika, um bei den Industrie- und Finanzmagnaten der neuen „goldhüßigen“ Welt Hilfe zu suchen. Obwohl Harrimann, der Führer der Anaconda-Copper-Co., für den umfangreichen Zinkkomplex von Giesche sofort lebhaftes Interesse zeigte — wünschte ihm doch durch eine Einflussnahme auf die deutschen Zinkvorkommen eine weitere Konsolidierung seiner Monopolstellung (die Anaconda kontrolliert zirka 17 Proz. der Weltproduktion) —, kam ein Abschluß trotz monatelanger Verhandlungen zunächst nicht zustande. Die Amerikaner ließen sich lediglich dazu bereit finden, nach Belbringung von Sicherheiten kleinere Leihbeträge zur Verfügung zu stellen. Damit war Giesche aber nicht geholfen. Um alle die Böcher zugustopfen, die in das Auseinandergeratete, über den notleidenden umfangreichen Felder- und Bergwerksbesitz gespannt, reichlich fadenförmig gewordenen Konzern „sähdchen“ eingerissen waren und immer von neuem eintrifften, wurde eine Pumpschwärze von einem Tag zum anderen betrieben, aus der man sich am Ende nicht mehr herausfinden konnte. Harrimann, der sicher schon von vornherein bestimmte Pläne verfolgte und seine Vertragsgegner richtig eingeschätzt hatte, ließ den Dingen zunächst ihren Gang. Als vor

einigen Wochen seine Zeit gekommen schien, zog er ganz einfach die Schlinge zusammen und kündigte den Konkurs an. Wie überall, wenn das Wasser am höchsten steht, suchte die Direktion ihre letzte Rettung bei der öffentlichen Hand. Der preussische Staat, der ein gewichtiges Interesse an der Erhaltung der Giesche'schen Zinkvorkommen bei Deutschland hat, mußte zum zweiten Male in die Bresche springen. Während zunächst nur die Seehandlung mit der Hergabe von Krediten Hilfestellung geleistet hatte, trat jetzt die Preußag (Preussische Bergwerks- und Hütten-A.G.) in Aktion. Leider war verärgert worden, diese Stelle, in der die bergbauischen Fachleute Preußens sitzen, schon vor vornherein zu den Verhandlungen heranzuziehen. Wahrscheinlich hätte die ganze Sache dann ein wesentlich anderes Gesicht bekommen.

Das Gegenpiel Preußen—Harrimann.

Es wurde nun ein Vertragsentwurf mit Giesche durchgearbeitet, nach dem die Preußag junge Aktien herausgeben und sich mit deren Erlös, aus dem man Giesche wieder flott machen wollte, an einer neu zu gründenden Giesche-A.G. beteiligen sollte. Zur Durchführung dieser Pläne und um Zeit für ihre Beratung zu gewinnen, gab die Preußag einstweilen einen Zwischentredit von 6 Millionen Mark. Damit war die Gewerkschaft wenigstens einige Zeit vor Zwangsmahnahmen ihrer Gläubiger geschützt. Nur hatte man bei der Preußag vergessen, sich schon von vornherein bestimmte vertragliche Bindungen geben zu lassen. Das mußte sich rächen, denn Harrimann bzw. die Anaconda wollten das wertvolle Objekt von Giesche natürlich nicht aus der Hand geben. Als die Amerikaner sahen, daß ihnen durch den Vertragsabschluß mit der Preußag der fetten Bissen, den sie selbstverständlich so billig wie möglich haben wollten, aus der Hand gehen konnte, reichten sie ein neues Angebot ein, und nun fand hinter lust- und schallvoller abgeschlossener Türen in Breslau eine Generalversammlung statt, in der nicht für den Plan der Preußag, sondern derjenige Harrimanns Annahme fand. Mit knapper Majorität akzeptierte die Versammlung — wie es heißt, gegen die Mehrheit der Repräsentanten und der Direktion — das Angebot der Anaconda. Die Öffentlichkeit, die man über die Zusammenhänge möglichst im unklaren gehalten hatte und die der Meinung war, daß der Preußag-Vertrag so gut wie als perfekt anzusehen sei, fand sich plötzlich vor eine völlig neue Situation gestellt und vor allem die Preußag fiel aus allen Himmeln.

Der Inhalt des Harrimann-Vertrags.

Die größte Ueberraschung stand aber noch bevor, nämlich die Bekanntheit des Vertrags, der mit Harrimann abgeschlossen wurde. Die Amerikaner sollen nämlich lediglich ihre Finanzierungstechnik zur Verfügung stellen und brauchen, obwohl ihnen die Herrschaft über Giesche ausgeliefert werden soll, nicht einmal eigene Mittel aufzuwenden, abgesehen von einem Voranschuss in Höhe von 10 Millionen Dollar. Dafür erhalten sie die Mehrheit der polnischen Giesche-Gesellschaft und außerdem ein 25-jähriges Vorrecht auf die gesamte deutsche Produktion Giesches. Praktisch bedeutet das die bedingungslose Unterwerfung des gesamten deutschen Zinkmarktes unter ihren Willen und eine weitere sehr wesentliche Befestigung ihrer monopolartigen Weltstellung. Dabei müssen die Staatsschulden, die auf dem polnischen Besitz lasten und die auf zirka 15 Millionen Mark zu schätzen sind, von Giesche selbst übernommen werden. Sämtliche polnische Vermögensgegenstände sollen in eine amerikanische Gesellschaft eingebracht werden, die mit einem Stammkapital (common shares) in noch unbekannter Höhe ausgestattet wird, von dem 51 Proz. auf die Amerikaner und 49 Proz. auf die deutsche Giesche-Gesellschaft entfallen, und zwar ohne jede effektive Gegenleistung der Anaconda. Daneben haben sich

Die Kuxenpatrioten.

Das Adelskonfortium der Giesche.

Um sich ein Bild davon zu machen, wie sehr der neue Fall Giesche die Träger deutschnationaler Propaganda kompromittiert, muß man einmal die „illustren“ Namen an sich vorübergleiten lassen, die als Anteilseigner der Giesche-Gewerkschaft für deren Geschäftsgebarung verantwortlich zeichnen. Die Liste der Gesellschafter der Gewerkschaft von Giesches Erben setzt sich aus folgenden Persönlichkeiten zusammen:

1. Friedrich Freiherr von Richthofen auf Jacobsdorf, Rittergutsbesitzer.
2. Friedrich Karl Rauwe gen. von Schmidt auf Gudrau, Major a. D. und Rittergutsbesitzer.
3. Freiherr Wilhelm von Kottwitz, Sprottan, Landrat a. D.
4. Dr. Eduard von Eichhorn, Breslau, Bankier.
5. Friedrich Bernhardt, Commersdorf bei Züllichau, Geh. Bergrat.
6. Günther Graf von Ködern, Bries, Landrat a. D.
7. Friedrich von Aldisch-Koseneß, Kuchelsberg bei Viegitz, Landesältester.
8. Dr. Kurt von Cleres und Wilkau, Breslau, Landrat a. D.
9. Edgar von Falkenberg und Proßnitz, Breslau.
10. Friedrich Graf von Larmar, Rüben, Kr. Gudrau, Majoratsherr.
11. Hans Walter von Leichmann und Logischau, Dombrowka bei Proskau, Landesältester.
12. Hugo Gansse, Breslau, Wirk. Geh. Oberregierungsrat, Präsident der Anschließungscommission.

Außer dem „Fachmann“, Geh. Bergrat Bernhardi, der in Commersdorf kaum einen anderen Beruf als den des Rittergutsbesitzers haben dürfte, und dem Präsidenten a. D. Gansse, der ein bekannter Deutschnationaler ist, sitzen also nur Vertreter des schlesischen Adels im Repräsentantenkollegium der Gesellschaft, nämlich: 2 Grafen, 2 Freiherren und 7 „gewöhnliche“ Adlige, die aber meistens als „Landesälteste“ Vertrauensleute der Junter ihres Kreises sind.

Uebrigens ist auf die Anfragen des Genossen Keil im Reichstag über die umfangreichen Steuerhinterziehungen der Gesellschaft während des Krieges und nachher die vom Staatssekretär Popitz damals zugesagte Nachprüfung bisher niemals an die Öffentlichkeit gekommen, obgleich die Gesellschaft das sehr genaue Material von Keil mit keinem Wort in der Öffentlichkeit zu bekämpfen wagte.

die Amerikaner lediglich verpflichtet, einen ebenfalls noch nicht feststehenden Betrag von stimmlosen sogenannten preferred shares (Vorzugsaktien), die mit einer 7prozentigen Vorzugsdividende ausgestattet sind, am amerikanischen Markt zu platzieren. Für 10 Millionen Dollar dieser Vorzugsaktien soll Giesche sofort den Erlös erhalten. Dieser Betrag, der mit den obengenannten 10 Millionen identisch ist, reicht nach dem, was bisher bekannt ist, gerade dazu aus, um die bei der Seehandlung, der Preußag und einigen deutschen Banken kontrahierten Schulden abzuwickeln. Das Betriebskapital, das für die deutsche Giesche-Gesellschaft erforderlich ist, will man mit einer dreijährigen Dollarleihe von 2,5 Millionen Dollar für den Breslauer Konzern beschaffen. Für diesen Betrag muß aber eine Hypothek von 6 Millionen Dollar auf die sämtlichen deutschen Zinklager eingetragener werden; eine unter den heutigen Wirtschaftsverhältnissen höchst bedeutliche Belastung! Außerdem verlangt die Anaconda als Zusahunterlagen die Verpfändung des gesamten Aktienbestandes von Giesche. Das volkswirtschaftlich Bedeutlichste an dem Vertrag ist jedoch die letzte Bestimmung, daß nämlich die deutsche Giesche-Gesellschaft für 25 Jahre ein

Erzielungsabkommen mit den Amerikanern

abschließen muß, das praktisch auf eine Lohnarbeit von Giesche für die Anaconda hinausläuft. Denn die Giesches sind verpflichtet, das Zink zum Marktpreis in Deutschland und auf dem Weltmarkt abzugeben, während sie von den Amerikanern nur die Produktionskosten vergütet bekommen, ja sie müssen selbst diesen Verwertungsgewinn noch mit Harrimann teilen. Damit wird jede Einflussnahme auf den deutschen Zinkmarkt so gut wie vollständig ausgeschlossen. Sachverständige rechnen damit, daß bei dem gegenwärtigen Zinkpreis von 40 Pfund Sterling pro Tonne 15 bis 20 Pfund in die Tasche der Amerikaner fließen. Gleichzeitig sei erwähnt, daß der Verdienst der polnischen Betriebe von unterrichteter Seite auf zirka 20 Millionen Mark pro Jahr veranschlagt ist.

Der Schlag gegen die Volkswirtschaft.

Man kann wohl sagen, daß die deutsche Volkswirtschaft ein schwerer Schlag aus dem Fall Giesche nicht hätte treffen können. Besonders lehrreich ist das Totum der Giesche-Gewerkschaft, des „echtdeutschen“ schlesischen Feudalismus, dem die Interessen der Wirtschaft und der Volksgemeinschaft offenbar völlig fremd sind.

Die ganze Sache hat aber noch ein recht interessantes Nachspiel. Denn neben seinem Vorteil für die Gewerkschaft hat das mittelalterliche Giesche-Statut auch recht bedeutliche Nachteile für sie. Es scheint sogar so, als ob mit ihm die schlimmsten Folgen für die deutsche Wirtschaft abgewendet werden können. Abgesehen davon, daß die öffentliche Hand, insbesondere die Preußag, aus einem noch nicht in seinen Einzelheiten bekannten Vorvertrag gewisse Trümpfe in der Hand hat, untersteht die Gewerkschaft nach ihrer Sagung noch dem alten preussischen Bergrecht, das eine Aufsichtsbezugnis über die Gewerkschaft besitzt, ungefähr so wie ein Vormund über seinen Mündel. Mit Rücksicht auf die gefährdeten Interessen der Wirtschaft hat Preußen nach dieser Bestimmung ereignisweise bereits Gebrauch gemacht und einen Staatskommissar eingesetzt, der hofentlich mit Erfolg die Verschönerung wichtiger deutscher Wirtschaftsinteressen verhindern kann. Außerdem ist in dem Statut von Giesche noch eine Bestimmung enthalten, daß gewisse Gewerkschaftsbeschlüsse nur mit zwei Drittel Majorität gefaßt werden können; eine Voraussetzung, die sich beispielsweise auf hypothetische Belastungen erstreckt und die bei der Annahme des Harrimann-Vertrags in einzelnen, leider nicht allen Punkten, nicht erfüllt ist. Insofern schwebt die ganze Transaktion also noch in der Luft, und es ist zu hoffen, daß, wenn man auch der amerikanischen Finanzhilfe nicht ganz entraten will, wenigstens nicht der ganze deutsche Zinkmarkt bedingungslos an das Ausland ausgeliefert zu werden braucht.

Verkauf der „Industrie- und Handelszeitung“. Bei der Liquidation des Stinnes-Konzerns ging bekanntlich die „Industrie- und Handelszeitung“ aus dem Besitz der Norddeutschen Buchdruckerei und Verlags-Gesellschaft m. b. H. (Bärenstein u. W.) über. Diese hat nunmehr das Blatt, wie die „Konjunktur-Korrespondenz“ erzählt, an eine Organisation veräußert, der das Auswärtige Amt nahesteht. An dem Charakter des Blattes als wirtschaftliche Tageszeitung soll nichts geändert werden. Die „Industrie- und Handelszeitung“ wird sich in Zukunft der Verbreitung des amtlichen Nachrichtenmaterials über Wirtschaftsfragen in bevorzugter Reihe widmen.

Fusion in der chemischen Industrie. Den Schritt von der Interessengemeinschaft zur vollständigen Verschmelzung der Werte- und Unternehmungskomplexe in der Form der Fusion hat jetzt auch die Gruppe Rhénania, Vereinigte chemische Fabriken Aachen, Rannheim und Chemische Fabriken Runkheim u. Co. A. G. Berlin — Grube Wse vollzogen. Der Grund zur Bollfusion dürfte derselbe sein, der allgemein jetzt zur Großunternehmens- und Ausbildungsform führt: Ersparnis von Betriebs- und Verwaltungskosten zur Steigerung der Konkurrenzfähigkeit und des Gewinns. Die Fusion beider Konzerne schließt ein Aktien- und Reservetkapital von rund 40 Millionen zusammen (Rhénania 20,0 und 21 Millionen, Runkheim 16,0 und 1,6 Millionen), das für über ein Duzend chemische Werke und eine große Anzahl Beteiligungen verantwortlich ist. Da die beiden Konzerne durch Produktionsüberschuß und Abgang stärker an Bergbau und verarbeitende Industrie gebunden sind als beispielsweise der Anhalt-Konzern, wirkte sich die Bergbau- und Industrieerlebe auch schärfer bei ihnen aus. Beide Unternehmungen schlossen das Jahr 1924 ohne Dividende. Die Fusion ist der Schlüsselstein eines bereits im Frühsommer 1924 getroffenen Abkommens, dem im Frühjahr 1925 ein voller Interessengemeinschaftsvertrag gefolgt war. Schon im September wurden die Bureaus der beiden Gesellschaften in Berlin zusammengeführt. Gemeinsame Geschäftsstellen unter Vereinerung der Firmennamen bestehen in Köln, Hamburg und Frankfurt a. M.

Zusammenschluß westdeutscher Elektrizitätswerke. In einer gemeinschaftlichen Sitzung des gesamten Aufsichtsrats der in den Vereinigten Elektrizitätswerken Westfalen, G. m. b. H., zusammengeschlossenen Gesellschaften wurde beschlossen, das Kapital dieses den größten Teil der Provinz Westfalen und einen Teil der Provinz Hannover umfassenden Elektrizitätswerk Konzerns von 200 000 M. auf 40 000 000 M. zu erhöhen. Es ist geplant, die bisher lediglich in einem Pachtverhältnis zur Dachgesellschaft stehenden einzelnen Unternehmungen (Elektrizitätswerk Westfalen A. G., Bochum, Städtisches Elektrizitätswerk Dortmund, Westfälisches Verbandselektrizitätswerk A. G., Dortmund) mit der Dachgesellschaft endgültig zu verschmelzen und sie in einer Gesellschaft unter dem bisherigen Namen Vereinigte Elektrizitätswerke Westfalen, G. m. b. H., weiterzuführen. Zur Vorbereitung dieser Verschmelzung ist die Kapitalerhöhung in der angegebenen Form bereits vorgenommen worden und die Untergesellschaften haben auch bereits ihre gesamten Grundstücke in das Eigentum der Vereinigten Elektrizitätswerke Westfalen, G. m. b. H., übergeführt. Die Beschlüsse zur endgültigen Verschmelzung der Werke sollen, wie wir hören, in Kürze gefaßt werden.

Am Glück fehlt's.

Von Scholem Aleichem.

— Sie sprechen von Dieben? — mischt sich einer ins Gespräch, ein gepulverter Mensch mit einem Köfferchen in der Hand, das er wie den Augenschein hütet. (Das war nachts im Wartesaal zweiter Klasse. Wir saßen zu zweit und warteten auf den Kurierzug, der einundeine Viertel Stunde Verspätung hatte, und sprachen von Dieben und Diebstählen.) — Von Dieben sprechen Sie? Diebe — da lassen sie mich ran. Wo noch auf der Welt passieren soviel Diebstähle, wie in unserer Branche? Kleinigkeit: Brillanten? Der Anreiz ist bei Brillanten so groß, daß es selbst unter den Kunden Diebe gibt, und nicht so sehr unter den Kunden als unter den Kundinnen, unter den Damen. Wir sehen auf jede Dame, die mir nicht kennen mit siebenundsiebziger Augen. Und nicht so leicht stiehlt man bei einem Juwelier, ich kann von mir sagen, so lange ich Kaufmann bin und mit Brillanten handle — mich hat noch nie jemand bestohlen. Doch wenn einer Beef haben soll — da werden sie hören, was passieren kann.

Ich selbst bin eigentlich genau genommen kein Juwelier, das heißt, ein Juwelier bin ich, bloß ich besaße mich nicht mit dieser Arbeiten. Ich bin nur ein Geschäftsmann, der mit Brillanten handelt. Ich kaufe und verkaufe Brillanten, im allgemeinen en gros und im besondern auswärts auf den Märkten, oder sonst, wenn sich wo ein Käufer findet, da nehme ich mein Köfferchen, hier das da, in die Hand, lege mich auf die Bahn und fahre los. Derweilen passiert eine Geschichte. Ich erfahre, daß in Flunternburg ein reicher Mann ist, der nach seiner Tochter Hochzeit. Da wird er sicher Brillanten brauchen. Eigentlich, wenn man will, gibt's in Flunternburg auch Juweliere genug. Vielleicht mehr als nötig. Doch eins hat mit dem anderen nichts zu tun. Es mögen achtzehntausend Juweliere da sein, geben sie mir nur einen Kunden her, da werde ich schon zeigen, wer Geld verdient, ich oder die. Brillanten verkaufen, das ist ein Handwerk, das verstanden sein will. Man muß wissen, was man zu zeigen hat und wie man's zu zeigen hat und wem man's zu zeigen hat. Ich brauche vor ihnen nicht groß tun und überhaupt liebe ich keine Prahlerei. Aber wenn sie mal über mich mit Juwelieren reden, die werden ihnen alle sagen, daß mit mir zu konkurrieren nicht leicht ist; wo ein anderer für einen hundertler verkauft, bringe ich Ware für drei an. Ich kenne die Chose.

Kurz, ich fahre also nach Flunternburg. Mitgenommen habe ich, sie können sich vorstellen, ein hübsches Päckchen Ware, mögen wir das alle im Vermögen haben, was es ausmacht, trotzdem es hier in dieses Köfferchen ging, und ich setzte mich hin und sihe, verstimmt sich, hart an mein Köfferchen gelehnt, rühre mich nicht vom Flecke, und an Schlaf gar nicht zu denken. Wenn man mit Ware fährt, schläft man nicht. Mit jedem neuen Menschen, der einsteigt, gibt's mir einen Stich ins Herz: vielleicht ist das ein Dieb? Auf der Nase steht's keinem geschrieben. . .

Mit Gottes Hilfe einen Tag und eine Nacht unterwegs gewesen, nichts gegessen, nicht geschlafen, in Flunternburg bei dem reichen Mann angelangt, die sieben Sachen ausgepackt, geredet, geredet, mir die Schwindsucht an den Hals geredet, und, wie's so geht, einen Dreck verdient, aber kein Geld.

Die reichen Leute, ich will nichts Schlimmes über sie sagen, aber es kann sie ruhig der Teufel holen. Sie kochen das Wasser, bis es verdunstet. Sehen an, betasten jeden Artikel von allen Seiten, spiegeln sich darin, verzücken sich, wenn es richtig zukommt — ja, profite Mahlzeit.

Ra, was soll man tun? Verkauft oder nicht — man muß weiter-eilen. Vielleicht wissen sie, was man verpassen könnte? Man eilt eben. Springe ich doch wohl in eine Droschke und eile zur Bahn. Derweilen höre ich, wie jemand hinter mir herfährt: „Herr Nachbar, Herr Nachbar!“ Ich sehe mich um — ein junger Mann läuft mir nach, hält ein Köfferchen in der Hand, genau so eins wie meins, und sagt zu mir:

„Da, das haben Sie verloren! . . .“

„Tod und Teufel! das ist doch mein Köfferchen! Wo? Wann? Wie?“ Wenn's einem beschreiben ist, war es mir aus der Hand gerutscht, und dieser junge Mann hatte es aufgehoben und basto, was fragen sie noch? Ich mache mich an meinen jungen Mann, ich drücke ihm die Hände und danke ihm: „Tausend Dank, Gott lohn's Ihnen!“ sage ich, „Glück und Gesundheit, tausend Dank.“ sage ich, „und noch-mals tausend Dank.“ Er: „Keine Ursache.“ Ich drauf: „Keine Ursache,“ sagen Sie? „Sie haben mich doch,“ sage ich, „am Leben erhalten. Sie haben sich doch,“ sage ich, „ein solch frommes Verdienst erworben, daß sie dieses Leben misamt dem im Jenseits für sie nicht Lohns genug sind. Sagen sie mir,“ sage ich, „wieviel soll ich Ihnen geben? Sagen sie's nur, schämen sie sich nicht.“ Und ich greife nach der Tasche. Versteht er: „Wenn sie selbst sagen, daß es ein so großes frommes Verdienst ist, nun also, warum soll ich es für Geld verkaufen?“ Wie ich solche Rede höre, falle ich doch wohl meinem Mann um den Hals und fange an ihn zu küssen: „Gott selbst soll Ihnen,“ sage ich, „dafür zahlen, was sie an mir getan haben! Kommen sie doch wenigstens mit rein,“ sage ich, „wir wollen was zu uns nehmen,“ sage ich, „ein Gläschen Wein zusammen trinken.“ „Ein Gläschen Wein,“ sagt er, „bitte sehr, warum nicht?“ Und wir setzen uns beide in die Droschke, und: adios! Bahn! Wer denkt an die Bahn? Wir fahren schon ins Café, etwas zu uns zu nehmen.

Im Café angelangt, nahm ich ein Separé, ließ von allem Guten reichen und setzte mich hin, mit dem jungen Mann ein bißchen zu flaudern. Dieser junge Mann, ganz abgesehen davon, daß er mich, was man kann sagen, am Leben erhalten hat, gefiel mir einfach, ein sympathischer junger Mann mit einem sympathischen Gesicht, mit tiefen, schwarzen, ermiten Augen — ein junger Mann wie Gold. Und, dazu so schüchtern — gefährlich. Ich bot ihm, er möchte sich doch nicht genieren und nach Herzenslust bestellen vom Schönsten und Besten. Und wieder er bestellte, ließ ich jedesmal doppelt soviel auftragen, und wir haben ordentlich eins getrunken, einen tüchtigen Anbiss zu uns genommen, ganz wie Gott es geboten. Behüte, nicht um sich einen anzulassen. Ein Jude ist kein Säuger, aber wie geschrieben steht: „Und prächtig ward des Königs Herz vom Wein.“ Nun sage ich zu meinem jungen Mann: „Bissen sie wenigstens,“ sage ich, „was sie an mir getan haben! Davon, daß sie mir so ein Vermögen,“ sage ich, „gerettet haben, davon rede ich gar nicht. Mögen wir beide,“ sage ich, „das im Vermögen haben, was ich auf die Ware schuldig bin: s'ist erst Gottes,“ sage ich, „dann Fremdes. Sie haben mich einfach,“ sage ich, „bei Ehre und Leben erhalten, denn meine Gläubiger,“ sage ich, „wenn ich ohne dieses Köfferchen da nach Hause käme, würden sicher denken, daß das irgend so ein Trick ist, den unsere Brüder Juweliere öfters anwenden. Sie setzen das bißchen Ware ab und machen dann ein Geschäft, man hätte sie bestohlen. Mir war,“ sage ich, „hören sie, bloß übrig geblieben, einen Strick zu kaufen und mich an dem ersten besten Baum aufzu-

hängen! Auf's Wohl,“ sage ich, „Gott mög's Ihnen geben, wie sie sich selbst wünschen,“ sage ich, „und seien sie gesund,“ sage ich, „wir wollen uns lebwohl sagen, denn nun heißt's abfahren,“ sage ich. Und ich zahle schnell den Kellner und greife nach meinem Köfferchen — was, Köfferchen? Wo junger Mann? Nicht da! Und ich bin in Ohnmacht gefallen.

In Ohnmacht gefallen — hat man mich wieder zu mir gebracht. Wieder zu mir gekommen — bin ich wiedermal in Ohnmacht gefallen. Und als man mich schon ordentlich ermunterte hatte, da fing ich erst an, Värm zu schlagen, brachte die ganze Flunternburger Polizei auf die Beine, setzte eine fette Belohnung aus, ließ mit ihnen in alle feinen Quartiere, durchstöberte alle Kaufelocher, machte Bekanntschaft mit allen internationalen Dieben — mein junger Mann, wie in den Boden hinein! Ich war alle. Ich hatte das Leben satt und ich lege

Der kleine Sünder.



„Hat der Angeklagte noch einen Wunsch?“
„Ach ja, Herr Gerichtshof, ich möchte gerne da meinen Knaß abgeben, wo die Kollegen von 'Adelikonfortium' sitzen werden, von denen kann ich noch was lernen.“

mich in meinem Hotel aufs Bett und überlege: wie macht man dem Leben ein Ende? Sieh mit einem Messer die Kehle durchschneiden? Mit einem Strick aufhängen? Oder einfach sich in den Dnjepr werfen? Und wie ich so in traurige Gedanken vertieft daliege, höre ich, man klopft. Wer ist da? Man ist gekommen, mich auf die Polizei zu holen: Man hat den Vogel gefangen, mit dem Koffer, mit der ganzen Ware!

Brauch' ich ihnen zu erzählen, was in mir vorging, als ich mein Köfferchen mit meinen Brillanten sah? Ich fiel wiedermal in Ohnmacht. Ich neige zu Ohnmachten. Und als ich wieder zu mir gekommen war, gehe ich zu meinem jungen Mann hin und spreche zu ihm: „Ich verstehe das nicht,“ sage ich, „erklären sie mir, ich werde sonst verrückt: Was soll das bedeuten,“ sage ich, „daß sie mir erst, als sie mein Köfferchen gefunden hatten, mir nachgerannt sind und es mir wiedergegeben haben und nicht einmal die fromme Tat sich bezahlen lassen wollten; und als ich mich bloß für einen Moment abgewendet hatte, gehen sie hin und stehlen mir ein Hab und Gut, mein Vermögen, meine Seele? Sie haben mich doch,“ sage ich, „beinahe unglücklich gemacht. Es fehlte doch,“ sage ich, „nicht viel, und ich hätte mir das Leben genommen!“ . . . Sieht er mich an, der junge Mann nämlich, mit seinen tiefen, ersten, schwarzen Augen, und versteht ganz gelassen: „Was,“ sagt er, „hat eins mit dem anderen zu tun? Eine fromme Tat, ist eine fromme Tat. Und stehen — das ist,“ sagt er, „mein Beruf.“ . . . „Junger Mann,“ sage ich zu ihm, „wer,“ sage ich, „sind sie?“ — „Wer,“ sagt er, „soll ich denn sein? Ich bin,“ sagt er, „ein kleiner Mann, ein Dieb, und ein Familienvater mit vielen Kindern und ein richtiger Pechvogel. Ich habe,“ sagt er, „unbeschrieben einen leichten Beruf, aber ich habe kein Glück in meinem Beruf, das heißt, ich kann mich nicht beklagen, Gott sei Dank,“ sagt er, „tut sich's gar nicht mal so übel; bloß der Fehler ist,“ sagt er, „daß es mir nicht allemal gut ausfällt. Am Glück fehlt's!“ . . .

Erst als in der Bahn sah, habe ich mir's bedacht, was ich doch für ein Schafstob bin. Mit einer Kleinigkeit hätte ich damals diesen Dieb loskaufen können, was soll ich da Bergeltung spielen? Mögen's andere besorgen. . .

Haben sie vielleicht Interesse für ein Paar Brillantenohrringe — preiswert? Da könnte ich ihnen etwas zeigen. Sie haben solche Brillanten noch nicht gesehen, nicht mal im Traum. Prima de Prima! . . . (Aus dem Jüdischen von H. Suhl.)

Aus dem Tagebuch eines Dienstmädchens

Nach wahrer Begebenheit von Fritz Friedrich Müller.

29. Oktober 1925.

In der Zeitung standen wieder etliche Stellen, doch so sehr ich mich auch beeilt habe, überall kam ich zu spät und wurde mit einem mißmutigen: „Besetzt!“ abgefertigt. Zwanzig bis dreißig meiner Leidensgenossen machten gleich mir unverrichteter Sache abziehen. Müde und abgebeht langte ich bei der Stellungsvermittlerin an. Aber auch hier wurde meine Hoffnung zerstört: sie hatte keine Stelle.

Seit vierzehn Tagen laufe ich in der Stadt herum, hungrig, frierend. Meine kleine Barschaft, die ich befehlen habe, ist verausgabt. Was soll ich tun?

30. Oktober 1925.

Ohne Obdach in einer kalten, finsternen Nacht. Wie schrecklich ist das!

Und doch mußte ich's durchmachen. Kein Mensch hatte mit mir Erbarmen.

Ich war im „Christlichen Hospiz“ und im „Hilf für obdachlose Mädchen“. Ich bat um Unterkunft für die Nacht. Von beiden Seiten wurde ich abgewiesen mit dem Vermerk, daß die Unterkunftsräume überfüllt seien. Ich stehe um die Erlaubnis, mich im Korridor aufhalten zu dürfen. Ich wollte kein Bett. Nur einen geschützten Raum.

Rein, es ging nicht, das war gegen die Vorschrift.

Und so verbrachte ich denn die Nacht auf der Straße. Der Wind zog buchstäblich bis an die Knochen. Ich hätte schreien mögen! Beschalb muß ich mich heimatlos herumtreiben? Ich bin doch keine Berseme.

Jetzt in einem warmen Bette schlafen . . . geborgen, beschützt . . .

Rachmittags.

Die Stellungsvermittlerin vertritt mich immer wieder auf den anderen Tag. Und ich hoffe! Aber die Tage schleichen dahin, und meine Hoffnung wird jeden Tag aufs neue vernichtet.

Ich bin der Verzweiflung nahe!
Ich weiß keinen Ausweg!
Mir graut vor der Nacht!

31. Oktober 1925.

Ich habe ein Mädchen kennen gelernt, das gleich mir ohne Stellung auf dem Bahnhof im Wartesaal übernachtete. Sie hatte auch keinen Menschen, zu dem sie Zuflucht nehmen konnte. Da ich hungrig war, kaufte sie mir etwas zu essen; denn mit Ausnahme einiger Semmel hatte ich tagsüber nichts genossen.

Als um Mitternacht die Polizeistreife kam, gingen wir hinaus. Ein Herr sprach uns an, der uns zu sich einlud. Ich lehnte das Anerbieten ab.

Rein, nein, nur das nicht!
Das ist das Letzte!

Meine Schicksalsgenossin aber schalt mich dumm und töricht. Sie ging mit.

Run bin ich wieder allein. —
Morgen ist Sonntag. Vielleicht bekomme ich eine Stelle aus der Morgenzeitung.

Ich muß eine bekommen! Ich bin am Ende meiner Kräfte.

1. November 1925.

Sonntag mittags. Ich sihe im Wartesaal.
Bergens war meine Wäre. Ich habe keine Stelle erhalten. Mich friert.

Ich möchte schlafen, mich ausstrecken können in einem warmen Zimmer!
Ich bin so müde.
Wie soll das enden . . . ?

2. November mittags.

Das war das Letzte?
Rein, nein, nein! —
Barum ich's tat?

Die lange, kalte Nacht stößte mir Angst ein. Mein Körper schrie nach wirklicher Ruhe.

So ging ich mit.
Es kam, wie es kommen mußte.
Die Menschen werden mich nun verabscheuen.
Über was kann ich dafür?
Ich wollte ja nur schlafen . . . schlafen . . .

Abends.

Wieder ist Abend. Wieder die Nacht vor mir.
Ich gehe mit, wenn ich Gelegenheit habe!

Oder nein! Denn dann folgt wirklich das Letzte.
Ich friere und hungere lieber. Denn ich will keine Hure sein!
Ekel erfasst mich bei dem Gedanken.
Aber ich halte es nicht mehr länger aus.

Nachts.

Tausende Mädchen teilen mit mir das gleiche Schicksal. Und sie werden gezwungen zu wählen: Hure oder lebendig ankommen.

Niemand kümmert sich um unser Schicksal.
Ich will noch warten bis morgen. Bekomme ich dann keine Stelle, so töte ich mich. Ich kann nicht anders.

Ich fieberere.
Schwer sind meine Glieder.
So unendlich matt fühle ich mich.
Ob ich überhaupt noch arbeiten kann? —
Morgen . . .

Meinem Vater sein Hul. Wenn ich sage: „Das ist meinem Vater sein Hul,“ oder: „das ist meinem Bruder sein Hul,“ dann würde mich nicht nur der gestrenge Schulmeister, sondern auch mancher liebevolle Mädchenmund dahin belehren, daß das ganz falsch sei, es heiße nur: „das ist meines Vaters Hul, das ist meines Bruders Hul.“ Haben sie recht? Keine Frage, wird jeder ausruhen. Und jeder weiß auch, daß nur die letzteren Wendungen richtiges Hochdeutsch sind. Trotzdem wird man nicht selten solche, die wirklich ein gutes Hochdeutsch sprechen, bei einer Wendung entzucken, wie z. B.: „das ist doch meiner Frau ihr Hul“ und dergleichen. Ja, diese Fügungen mit dem beihängendenden Fürwort sind in der Umgangsprache so häufig, daß sogar die kleine „Deutsche Grammatik“ von Prof. Dr. D. E. Höron (Sommlung Göschen) dagegen Stellung nimmt. D. Höron schreibt: „Man hüte sich vor einer falschen Anwendung der zugehörigen (d. h. beihängendenden) Fürwörter, die in volkstümlichen Wendungen wie: Das ist meinem Vater sein Hul u. a. oft vorkommt.“ Er fährt einige Zeilen weiter fort: „Wenn noch Luther, Lessing, Goethe, Schiller u. a. diese volkstümliche Wendung zuweilen gebrauchten, so ist dies ein Gebrauch, der heute veraltet ist.“ In Wirklichkeit gibt es aber noch viel ältere Belege. In einer Handschrift des 10. Jahrhunderts in Merseburg finden sich zwei Zaubersprüche, die allgemein als Merseburger Zaubersprüche bekannt sind. Der eine Spruch beginnt:

Phol ende Vuodon vuoron zi holza,
du wart demo Balderes volon sin vuoz birenkit.

Hol und Wodan ritten zum Walde. Da ward dem Balderes Fohlen sein Fuß verrentet (d. h. das Fohlen Balderes [Balder] ein anderer Name für „Wodan“) verrentete da seinen Fuß).

Wer also einmal bei einer „falschen“ Wendung (wie die obige Lieberschrift) ertrappt wird, der berufe sich bei als „Germane“ auf den Merseburger Zauberspruch.

e. p.

In welchem Lande wurden die Stahlfedern erfunden? Gewöhnlich werden Schreibfedern aus Stahl als eine englische Erfindung bezeichnet; aber trotzdem sind sie „made in Germany“. Denn schon in der Mitte des 16. Jahrhunderts wurden in Nürnberg, englisch und tupfern Kor, auch dergleichen von Resine klebten zum Schreiben hergestellt und in alle Gaus versandt. Später lehrte man dann wieder zum Gänsekiel zurück und erst das zweite Drittel des

verfloffenen Jahrhunderts bescherte uns die englische Stahlfeder.

Flucht in die Städte. Nach einer Mitteilung des amerikanischen Census-Bureaus hat es das Auto und auch das Radio nicht vermocht, die Flucht der ländlichen Bevölkerung nach den Städten aufzuhalten. In den letzten fünf Jahren wurden 75 735 Bauernhöfe aufgegeben, deren Besitzer sich in die Stadt „zurückzogen“.

Diese Ziffern bringt die Gesamtzahl der am ganzen Lande bisher ausgegebenen Gutshöfe auf die beängstigende Höhe von 6 372 608.

